

Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie
Band: 65 (1975)
Heft: 1

Artikel: Bericht über den XXI. Internationalen Altkatholikenkongress 18. bis 23. September 1974 in Luzern (Schweiz)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-404568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bericht über den XXI. Internationalen Altkatholikenkongress 18. bis 23. September 1974 in Luzern (Schweiz)

Tagungs-Programm

Mittwoch, 18. September

ab 20.00 Uhr *Freie Zusammenkunft* der eingetroffenen Kongress-
teilnehmer im Restaurant Kunst- und Kongresshaus

Donnerstag, 19. September

8.30 Uhr *Eröffnungs-Gottesdienst in der Christuskirche*
 Zelebrant: Bischof L. Gauthier (Bern)
 Predigt: Bischof J. Brinkhues (Bonn)
 Mitwirkung des christkatholischen Kirchenchors

10.45 Uhr 1. Kongress-Sitzung (Nordsaal des Kunst- und Kongresshauses)

- a) Begrüssung und Eröffnung durch den Präsidenten des ständigen Kongressausschusses (Mr. J.A.C. de Jonge, Den Haag)
- b) Ansprache von Herrn a. Bundesrat Prof. Dr. H.P.Tschudi (Bern)
- c) Wahlen: 1.Kongress-Präsident
 2.Kongress-Büro
- d) Bericht des Sekretärs des ständigen Kongressausschusses (Pfr. Dr.H.A.Frei, Bern)

Erster Vortrag zum Kongress-Thema:
«Menschliches Leben – dreifach betrachtet»
(Referent: Prof. Dr. J.H. van den Berg, Leiden/Hol-
land)

12.30 Uhr Mittagspause

14.30 Uhr Besammlung aller Kongressteilnehmer vor dem
Kunst- und Kongresshaus. Fahrt mit Spezialbussen
ins Schädtrüti-Schulhaus

Gruppengespräche zu den 6 Sektionen:

1. Was erwarten wir vom Leben ?
2. Lebensqualität
3. Erlebtes Christentum (Was heisst Christsein ?)
4. Lebt die christliche Gemeinde – fördert oder hindert sie das Leben ?
5. Geistliches Leben
6. Gemeinsames Leben

17.15 Uhr Rückfahrt

19.30 Uhr Aperitif im Foyer des Kunst- und Kongresshauses,
anschliessend offizielles Bankett (Kleiner Saal)

Freitag, 20. September

7.30 Uhr *Anglikanischer Abendmahlsgottesdienst* – Holy Communion
(Zelebrant: Rt. Rev. J. Trillo, Bischof von Chelmsford) in der Christuskirche

9.30 Uhr *2. Kongress-Sitzung*
Zweiter Vortrag zum Kongress-Thema:
«Vom Sinn des Lebens» (Referent: Prof. Dr. W. Frei, Basel)

10.30 Uhr Kurze Pause

11.00 Uhr *Dritter Vortrag zum Kongress-Thema:*
«Leben in Gemeinschaft» (Referent: Prof. Dr. W. Küppers, Bonn)

12.00 Uhr Mittagspause

13.30 Uhr Besammlung aller Kongressteilnehmer vor dem Kunst- und Kongresshaus. Fahrt mit Spezialbussen ins Schädtrüti-Schulhaus

15.45 Uhr *Gruppengespräche* (wie Donnerstag!)
Besichtigung des *Verkehrshauses der Schweiz* mit Vorführung im Planetarium

19.30 Uhr *Christkatholische Vesper* (Christuskirche), anschliessend liturgische Probe für die am Sonntag mitwirkenden Geistlichen

20.00 Uhr Zusammenkunft aller für die altkatholische Missionshilfe Verantwortlichen (Kleiner Saal der Lukaskirche)

Samstag, 21. September

8.30 Uhr *Gedächtnisgottesdienst* für die entschlafenen Führer der altkatholischen Kirchen (Christuskirche) (Zelebrant: Bischof J. Brinkhues, Bonn)

10.00 Uhr *3. Kongress-Sitzung*
a) Wahl des ständigen Ausschusses
b) Bestimmung des nächsten Kongresslandes
c) Berichterstattung der Gesprächsgruppen

12.15 Uhr Mittagspause

14.30 Uhr Besammlung aller Kongressteilnehmer vor dem
bis 18.30 Uhr Kunst- und Kongresshaus zur *Seerundfahrt* (bis Brunnen-Rütli) als Gäste der Kirchgemeinde Luzern

20.00 Uhr *Jugendgottesdienst* (Christuskirche)
zum Kongress-Thema «Leben» (vorbereitet von der Jugendgruppe St. Gallen)

20.45 Uhr Zusammenkunft der altkatholischen Vereinigungen (liturg. Kommissionen, Presse, Bruderschaften, Willibrord-Vereinigung, Schwestern und Fürsorgerinnen) nach besonderer Ankündigung

Sonntag, 22. September

10.00 Uhr *Festgottesdienst* in der evangelisch-reformierten Lukaskirche
Zelebrant: Erzbischof M. Kok (Utrecht)
Predigt: Bischof L. Gauthier (Bern)
Mitwirkung der christkatholischen Kirchengemeinden von Luzern und Olten, dirigiert von Frau I. Frei-Moos

15.00 Uhr *Öffentliche Schlusskundgebung*
Es sprechen: Landesbischof Dr. G. Heintze (Braunschweig)
Bischof G. A. van Kleef (Haarlem)
Pfarrer Dr. H. A. Frei (Bern)
Schlusswort des Kongress-Präsidenten

20.00 Uhr Abendmusik in der Christuskirche (gemäss speziellem Programm)

Montag, 23. September

Fakultativer Ausflug mit Autocar. Route: Luzern–Engelberg–Stans–Allweg–Sarnen–Giswil–Mörlialp (christkatholisches Jugendhaus. Verpflegungsmöglichkeiten geboten)–Giswil–Sachseln–Alpnachstad–Luzern

Ehe der Kongress beginnen konnte...

All das, worüber hier berichtet werden darf, wäre undenkbar, wenn nicht rechtzeitig und mit grosser Umsicht die nötigen Vorarbeiten an die Hand genommen worden wären. Diese begannen mit einem «brain-storming» auf den beiden internationalen altkatholischen Theologentagungen in Wijk aan Zee (Holland) 1972 und in Morschach (Schweiz) 1973, wobei als Generalthema ebenso umfassend wie aktuell sich schliesslich der Begriff «Leben» herauskristallisierte. Gleichzeitig wurde der Fächer der sechs Diskussionsthemen für die Gruppengespräche konzipiert. Dabei meldeten sich auch schon aus den verschiedenen altkatholischen Kirchen einsatzwillige Gruppenleiter.

Parallel zu diesen geistigen Vorbereitungen liefen in der gastgebenden christkatholischen Kirchgemeinde der Kongressstadt Luzern zu Beginn des Jahres 1973 die Vorarbeiten der Organisation an, welche mit der Konstituierung des *Ortsausschusses* begannen:

Präsident: *Kurzmeyer Werner*, alt Nationalrat und Regierungsrat

Sekretariat: *Abry Pierre*, Bauführer, und *Frau L. Lüönd*, Sekretärin

Finanzen: *Lauber Heinrich*, pens. Bürochef SUVAL

Presse: *Frei-Moos Hans*, Rektor der Gewerbeschule

Gottesdienste: *Konrad Gottfried*, Pfarrer

Empfang: *Hübscher-Herzog Norina*

Beherbergung und Verkehr: *Dr. Allemann W.*

Beisitzer: *Dr. med. Munzinger Werner*, Kantonsarzt

Dr. phil. Sibold Arnold, Seminarlehrer

Als Delegierte des Ortsausschusses in den Ständigen Kongressausschuss wurden Präsident *W. Kurzmeyer* und *Pfr. G. Konrad* bestimmt. Im Frühjahr 1974 konnten sich *Mr. J. A. C. de Jonge* (Den Haag) und *Pfr. Dr. H. A. Frei* (Bern) als Präsident bzw. Sekretär

des Ständigen Ausschusses in Luzern vom guten Stand der Vorbereitungen überzeugen und mit den für die Durchführung Verantwortlichen alle nötigen Details des Kongressverlaufs absprechen.

Erfreulich war auch die Initiative der christkatholischen Jugend der Schweiz, welche die Jugend in der eigenen und in den ausländischen Schwesterkirchen zu einem Zeichnungs- und Collagen-Wettbewerb über das Thema «Leben» für Unterrichtsschüler und Jugendliche aufrief. Die eingegangenen Arbeiten, die viel Phantasie und Begeisterung verrieten, bildeten dann für die ganze Dauer des Kongresses eine beeindruckende und anregende Ausstellung im Foyer des Kongressgebäudes.

Ebenfalls im Zuge der Vorbereitungen wurde auf dem Wege einer Umfrage Material zur Schaffung von kleinen Handreichungen für die Gruppengespräche beschafft, welches schliesslich von cand. theol. *Viktor E. Jungo* (Bern) inhaltlich verarbeitet und auch graphisch ansprechend gestaltet wurde.

Um die für Gruppengespräche auf jedem Kongress jeweils nur knapp bemessene Zeit möglichst fruchtbar nutzen zu können, wurden die Gesprächsleiter – *Frau Dr. E. Kreuzeder* und *Pfr. Dr. E. Kreuzeder* (Österreich), *Prof. Dr. P. J. Maan* (Holland), *Pfr. E. Nickel* (Deutschland), *Padre L. Caroppo* (Italien), *O. Kamber*, *Pfr. R. Lauber*, *Pfr. F. Murbach*, *Pfr. F. Soder*, *Pfr. H. Vogt* (alle Schweiz) – vor Kongressbeginn im römisch-katholischen Priesterseminar St. Beat (Luzern) während zweier Tage nicht nur mit der Thematik des Kongresses eingehend vertraut gemacht, sondern auch in die Grundlagen der Gruppendynamik und Gesprächsleitung eingeführt. Rückblickend darf gesagt werden, dass der gute Gesprächsverlauf in allen Gruppen diese zusätzliche Bemühung als fruchtbar erwies.

Aber auch hinsichtlich Publizität trafen die Verantwortlichen rechtzeitig die nötigen Vorkehren. Ausser den frühzeitig ergangenen Informationen an Fernsehen und Radio fand am Vortag der Kongresseröffnung Mittwoch, 18. September, um 10.45 Uhr eine von Vertretern der weltlichen und kirchlichen Presse überraschend zahlreich besuchte Pressekonferenz statt, die von *Urs Marti* (Bern/Solothurn) geleitet wurde. In deren Verlauf orientierten *Pfr. Dr. H. A. Frei* als Sekretär des Ständigen Kongressausschusses über den bevorstehenden Kongress und seine Arbeit und *Bischof lic. théol. L. Gauthier* über grundsätzliche Aspekte der Christkatholischen Kirche der Schweiz und der altkatholischen Kirchen der

Welt. In der anschliessenden Diskussion ergriff u. a. auch der *Erzbischof von Utrecht, Mgr. M. Kok*, das Wort.

Am Vorabend der Eröffnung fanden sich fast alle der bereits zum Kongress in Luzern eingetroffenen Teilnehmer zu ungezwungenem Zusammensein, während der Ständige Kongressausschuss zusammen mit den Verantwortlichen der örtlichen Organisation im Beisein von *Bischof Gauthier* und Synodalratspräsident *Dr. B. Gilg* den geplanten Programmablauf in allen Einzelheiten festlegte.

Erster Kongresstag, Donnerstag, 19. September

Um 8.30 Uhr empfing die erst kürzlich stilvoll restaurierte Christuskirche die rund 250 Teilnehmer zählende Kongressgemeinde zum Eröffnungsgottesdienst. *Bischof L. Gauthier*, assistiert vom Ortsgeistlichen *Pfr. G. Konrad* und vom bischöflichen Vikar *Pfr. F. Ackermann*, zelebrierte die Liturgie zur Anrufung des Hl. Geistes. *Bischof J. Brinkhues* hielt die Predigt, in welcher er auf das Kongressthema «Leben» Bezug nahm und dieses als Kernpunkt der Frohbotschaft von Jesus Christus, aber auch als Zentrum altkatholischen Kircheseins bezeichnete. Seine Aufforderung: «Luzern soll fröhlicher werden, weil wir hier sind», ging mit allen, die sie hörten, in die vor ihnen liegenden Kongresstage.

Alle Sitzungen des Kongresses fanden im geräumigen Kunst- und Kongresshaus Luzern statt, wo *Mr. J. A. C. de Jonge* (Den Haag) als Vorsitzender des Ständigen Kongressausschusses um 10.50 Uhr alle Anwesenden willkommen hiess zur

1. Kongress-Sitzung

und dieselbe mit folgender Ansprache eröffnete:

«Meine Damen und Herren,

es gehört mit zu den Aufgaben des Präsidenten des ständigen Kongressausschusses, diesen Internationalen Altkatholikenkongress zu eröffnen. Auf Einladung der Christkatholischen Kirche der Schweiz sind wir hier in Luzern zusammengekommen zur Abhaltung des XXI. Kongresses.

Auch dieser Kongress ist – wie alle 20 früheren Kongresse, und es ist gut, daran zu erinnern – eine freie Vereinigung ohne kirchen-

amtlichen Charakter. Seine Aufgabe ist nicht, dogmatische Fragen zu entscheiden oder sich in die besonderen Verhältnisse der einzelnen Landeskirchen einzumischen. Der Zweck ist einerseits, die freie Zusammenarbeit der altkatholischen Kirchen untereinander zu ermöglichen und andererseits der Forderung ihrer gemeinsamen Beziehungen zu den anderen Kirchen zu dienen. Und eben dieser Dienst hat sich als einflussreich und segensreich für unsere Kirchengemeinschaft bewährt. Aber wir können und dürfen nicht dabei stehenbleiben. Dieser Dienst ist auch der Welt zu leisten. Und mit dieser Behauptung, mit dieser These, dass die Kirche in der Welt die Aufgabe hat, das Mysterium Christi zur Versöhnung zu sein, als Christen diese Aufgabe heute mit zu erfüllen mitten im Leben des Alltags, mit dieser Behauptung sind wir in einem Klima, das wesentlich verschieden ist vom Klima des zweiten Internationalen Altkatholikenkongresses, der 1892 hier in Luzern stattfand. Dieser zweite Kongress war bestrebt, die gemeinsamen Prinzipien altkatholischer Kirchlichkeit theologisch herauszuarbeiten. Eben auf dem Luzerner Kongress von 1892 ist das geschehen. Auf ihm wurden eine Reihe von richtunggebenden Thesen über die Sendung des Altkatholizismus, über die Unterscheidung zwischen Dogma und theologischer Meinung, die Bedeutung des national-kirchlichen Prinzips angenommen. Aber der Kriegslärm um die Wahrheit ist in den Kirchen schon lange verhallt. Weit mehr kämpft auch der Gläubige jetzt mit der Frage, wie er das Leben noch als eine Gnade Gottes erfahren kann. Deshalb ist es im Jahre unseres Herrn Jesu Christi 1974 nicht zu verwundern, dass eben dieser Luzerner Laienkongress zum Thema hat: Leben. Der Laie lebt doch in der Kirche und in der Welt. In der Kirche lebt er seit Jahren so im Rausch der Ökumene, dass die Frage nach der Identität der eigenen Kirche eine beklemmende Realität bekommen hat. Jahrhundertlang beschäftigte auch der Laie sich intensiv mit der Problematik über die wahre Kirche. Jahrzehntlang kämpft er jetzt mit der Frage nach den Unterschieden der Kirchen. Wozu und warum noch altkatholisch? Zugleich weiss der Laie, dass er ein mündiger Bürger seines Landes ist und dass der Laie heutzutage auch ein mündiges Mitglied des Volkes Gottes ist, das heisst: Mündigkeit in der Kirche. Aber in sehr vielen Kirchen ist ein grosser Unterschied zwischen den formellen, institutionellen Strukturen der Kirche und des Staates. Den Strukturen der Kirche und des Staates fehlt die Parallelität der Struktur, wie diese eigentlich in allen Zeiten dagewesen ist.

Dieser Mangel an Parallelität erschwert das Leben der Laien in der Kirche.

So habe ich zwei brennende Fragen vorgelegt im Leben der heutigen Kirche: die Frage ihrer eigenen Identität und die Frage ihrer Parallelität mit den weltlichen Strukturen. Gestatten Sie mir zu versuchen, eine Antwort auf diese Fragen anzudeuten. Wenn ich rede über die Parallelität der kirchlichen Strukturen mit den weltlichen, so rede ich nicht über Identität zwischen kirchlichen und weltlichen Strukturen. Ich meine aber, dass die kirchliche Struktur derart sein soll, dass der Laie in der Kirche dieselbe Mündigkeit ausüben kann, wie sie im Staat verbürgt ist. Nur eine solche Lage kann die heillose Spannung zwischen Kirche und Welt im Leben der Laien aufheben. Den Kirchen stellt sich die Aufgabe, sich darauf zu besinnen und wenn nötig die Strukturen zu erneuern, dabei immer ins Auge fassend die Ausgangspunkte der katholischen und apostolischen Kirche.

Die Frage der eigenen kirchlichen Identität ist viel schwieriger zu beantworten. Die Pluriformität der katholischen Kirche ist den Altkatholiken von jeher ganz vertraut: orthodox und anglikanisch, römisch und monophysitisch; mit vielen haben wir völlige oder teilweise sakramentale Gemeinschaft. Warum dennoch altkatholisch? Nur um der Wahrheitsfrage willen? Nur wegen Papsttum und Zölibat und Mariendogmen? Oder finden wir die Identität unserer Kirchen vielmehr in der von Gott gewollten Spannung zwischen Freiheit und Gebundenheit im Leben mit unserem Herrn Jesus Christus in seinem mystisch sakramentalen Liebesmahl, dem Herzen der katholischen Kirche? Im Rausch der Ökumene ist die Besinnung auf die eigene Identität der altkatholischen Kirche eine Frage des Lebens. Dies ist Gegenstand des Gespräches mit unseren Mitmenschen. Lasset uns den Herrn bitten, dass Er alle Teilnehmer an diesem Kongress erfüllen will mit dem Heiligen Geist, damit seine Antwort uns gegeben wird.

Es freut uns, dass so viele einige Tage mit uns und miteinander zusammen sein wollen zur Vertiefung über das Leben in Gemeinschaft in Kirche und Welt, über das Leben in der Zukunft, über die Verantwortlichkeit für das Leben der Mitmenschen auf der ganzen Erde als Aufgabe Gottes.»

Hierauf begrüßte er zunächst in englischer Sprache die anwesenden Vertreter der mit den altkatholischen Kirchen der Utrech-

ter Union in Interkommunion stehenden anglikanischen Kirchen, insbesondere *Rt. Rev. J. Trillo*, *Chelmsford*, Repräsentant des Erzbischofs von Canterbury, *Rev. D. Murfet*, *Rom*, Repräsentant des Bischofs von Fulham, sowie *Very Rev. E. Kemp*, *Episcopus designatus* für Chichester als Vertreter der Kirche von England; sodann *Rt. Rev. D. B. Reed*, Bischof von Kentucky (USA) und Vorsitzender der «Commission of the Episcopal Church on Ecumenical Relations», als Repräsentant der Amerikanisch-Bischöflichen Kirche.

Den auf französisch gehaltenen Willkommgruss richtete *Mr. de Jonge* an die Vertreter der orthodoxen Kirchen: *Metropolit Emilianos* (Genf) als Repräsentanten des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, *Erzbischof und Metropolit Philaret* (Berlin) als Vertreter des Patriarchen von Moskau, *Pfarrer D. Todorovic* (Zürich), Vertreter der Serbisch-orthodoxen Kirche, *Prof. Dr. I. Todoran* (Sibiu), Vertreter der Rumänisch-orthodoxen Kirche und *Prof. Dr. J. Kalogirou* (Thessaloniki), Vertreter der Griechisch-orthodoxen Kirche.

In deutscher Sprache fortfahrend, begrüßte er als Vertreter der römisch-katholischen Kirche *Mgr. E. Salzmann* vom Vatikanischen Sekretariat für die Einheit in Rom und *Bischof Dr. J. Vonderach*, Repräsentant der Römisch-katholischen Bischofskonferenz der Schweiz; als Vertreter des Evangelischen Kirchenbundes der Schweiz *Pasteur Ch. Bauer* (Le Locle); als Delegierten des Ökumenischen Rates der Kirchen *Dr. Konstantin Patelos* (Genf); die beiden Abgesandten der zu gleicher Zeit im benachbarten Engelberg tagenden Konferenz Europäischer Kirchen, *Dr. Egbert Emmen* als Ehrenpräsidenten dieser ökumenischen Regionalkonferenz und *Metropolit Justin von Jassy* (Rumänien); die Vertreter der beiden andern Konfessionen in Luzern, *Pfarrer B. Zürcher* (röm.-kath.) und *Pfarrer Dr. F. Gloor* (ev.-ref.). Schliesslich entbot der Vorsitzende einen herzlichen Gruss auch den Vertretern der politischen Behörden, vorab dem Vertreter des Schweizerischen Bundesrates, alt Bundesrat Prof. *Dr. H. P. Tschudi* (Bern), dem Schultheiss des Standes Luzern, *Dr. C. Mugglin*, Stadtrat *M. Luchsinger* und Bürgerratspräsident *E. Cuoni*. Mit dem Gebet «Gedenke, o Herr, Deiner Kirche, erlöse sie von allem Übel und vollende sie in Deiner Liebe» erklärte *Mr. J. A. C. de Jonge* den XXI. Internationalen Altkatholikenkongress als eröffnet.

Hierauf erteilte er das Wort an *Prof. Dr. H. P. Tschudi*, der als ehemaliges Mitglied der schweizerischen Landesregierung den

Gruss und die Wünsche des Bundesrates und des ganzen Schweizervolkes überbrachte:

«Der Bundesrat hat mir den ehrenvollen Auftrag erteilt, die Teilnehmer am XXI. Internationalen Altkatholikenkongress zu begrüßen und herzliche Wünsche für den Erfolg der Kongressarbeiten zu überbringen. Ich heisse vor allem unsere ausländischen Gäste willkommen und gebe der Hoffnung Ausdruck, dass sie einige angenehme Tage am herrlichen Vierwaldstättersee verbringen werden. Es ist mir ein Anliegen, der Christkatholischen Kirche der Schweiz, insbesondere auch dem Luzerner Organisationskomitee unter der Leitung von Herrn Nationalrat Kurzmeyer, den verbindlichen Dank für die Durchführung dieses viel versprechenden Kongresses in der Schweiz auszusprechen. Die Ergebnisse der Beratungen und die menschlichen Kontakte werden reiche Belohnung für ihre Anstrengungen bilden.

Sehr gerne habe ich dem Wunsche des Bundesrates entsprochen, ihn an der heutigen Eröffnungssitzung zu vertreten. Im Dezember 1972 durfte ich im Auftrag der Landesregierung an der Hundertjahrfeier der Christkatholischen Kirche der Schweiz teilnehmen. Ich habe dieses eindrückliche, würdige, von echter ökumenischer Gesinnung erfüllte Jubiläum in bester Erinnerung. Darum freue ich mich darüber, erneut einer wichtigen Veranstaltung der christkatholischen Kirche beiwohnen zu können.

Aus welchem Grund leistet die Landesregierung der Einladung an einen kirchlichen Anlass Folge? Warum lässt sie sich am Kongress einer Kirche vertreten, der weniger als 1% der schweizerischen Bevölkerung angehört? Die zweite Frage kann leicht beantwortet werden. Ein Axiom der schweizerischen Politik verlangt, dass Minderheiten nicht weniger geachtet werden als grosse Gruppen. Unser Demokratieverständnis hat nicht allein zum Inhalt, dass die Mehrheit entscheidet, sondern auch dass die Argumente der Minderheit Berücksichtigung verdienen und dass deren Interessen möglichst weitgehend Rechnung getragen werden soll. Genau betrachtet, setzt sich die Schweiz nur aus Minderheiten zusammen. Keinem Kanton, keiner Region kommt ein Übergewicht zu. Von den vier Landessprachen Deutsch, Französisch, Italienisch und Romanisch ist zwar die deutsche Sprache am stärksten vertreten. Doch kann die deutsche Schweiz nicht als Einheit betrachtet werden, denn die Deutschschweizer sprechen recht unterschiedliche alemannische Dialekte. Keine Konfession verfügt in unserem Land über eine deutliche Mehrheit. Keine politische Partei erreicht einen Wähleranteil, der einen Viertel der Bürger und Bürgerinnen übersteigt. Unser Verständnis für die Minderheiten rührt zweifellos auch daher, dass der schweizerische Kleinstaat nur wenige Promille der Weltbevölkerung umfasst, also eine sehr kleine Minderheit. Die Christkatholische Kirche der Schweiz bietet einen vorzüglichen Beweis dafür, dass Minderheiten wesentliche Beiträge zum Gemeinschaftsleben leisten können. Einflussreiche Persönlichkeiten unseres öffentlichen Lebens sind von christkatholischem Gedankengut geprägt; sie haben eine Ausstrahlung dieser Auffassungen weit über die Schranken der Mitglieder ihrer Kirche erreicht. Hervorgehoben zu werden verdient auch die für eine kleine Gemeinschaft bedeutende Leistung der Führung einer Christkatholischen Fakultät an der Universität Bern.

Zwischen dem schweizerischen Bundesstaat und den Kirchen bestehen keine institutionellen Bindungen. Dagegen gewährleistet unsere Bundesverfassung die Glaubens- und Gewissensfreiheit und gibt damit den Kirchen umfassenden Schutz für ein ungehindertes religiöses Wirken. Seit der denkwürdigen Abstimmung über die Aufhebung des Jesuiten- und Klostersverbots der Bundesverfassung, die im Mai des letzten Jahres durchgeführt wurde, stehen

nur noch zwei Verfassungsbestimmungen in Kraft, die von den Kirchen als Einschränkungen empfunden werden: das Erfordernis der staatlichen Genehmigung für die Errichtung von Bistümern und das Verbot der Wahl von Geistlichen in den Nationalrat. Parlament und Bundesrat sind sich darüber einig, dass die letzten Relikte der Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Staat im 19. Jahrhundert bei nächster Gelegenheit beseitigt werden sollen. Diese Bestimmungen sind von derart untergeordneter Bedeutung, dass erklärt werden darf, es herrsche das Prinzip der freien Kirche im freien Staat. Die Arbeitsgruppe unter dem Vorsitz von alt Bundesrat Wahlen, die einen eingehenden Bericht zum Problem der Totalrevision der Bundesverfassung erstattet hat, befasst sich auch mit dem Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Sie kommt zum Ergebnis, dass keine grundlegenden Änderungen der jetzigen Regelung zu treffen seien und dass weiterhin unter Vorbehalt der Glaubens- und Gewissensfreiheit die Kantone zuständig bleiben sollen, das Kirchenwesen zu ordnen, soweit dies überhaupt dem Staat zufällt.

Im Vergleich zu früheren Epochen haben die Kirchen Abstand gewonnen und damit auch die Freiheit zur Wahrnehmung ihrer eigenen Auffassungen dem Staat gegenüber. Dennoch sind in unserem säkularen Staat die Kirchen nicht zu gesellschaftlichen Gruppierungen unter anderen geworden. Es gehört wohl zu den Kennzeichen der heutigen Ordnung, dass Staat und Kirchen sich nicht als gegensätzliche Mächte gegenüberstehen, sondern unter Wahrung ihrer Unabhängigkeit in zahlreichen Bereichen zusammenarbeiten. Als Ausdruck des Willens zu gemeinsamen Anstrengungen bei der Lösung der grossen gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit werte ich auch Ihre Einladung an den Bundesrat zur Teilnahme an der heutigen Veranstaltung. Mein herzlicher Dank gilt darum nicht nur dieser Aufmerksamkeit den staatlichen Behörden gegenüber, sondern noch vermehrt Ihrer Bereitschaft, gemeinsam mit dem Staat die bestmöglichen Antworten auf die schwierigen Probleme unserer Zeit zu suchen. So scheint mir, dass Aufgaben wie die Überwindung der Gewalttätigkeit, die sich in der ganzen Welt stark ausgebreitet hat, die Verbesserung der Lebensbedingungen in den unterentwickelten Ländern, eine möglichst weitgehende soziale Gerechtigkeit im eigenen Land Kirchen und Staat zusammenführen.

In stärkstem Masse hat sich auch der Staat mit dem Thema Ihres Kongresses, mit den bedrängenden Fragen nach dem Leben, dem sinnvollen Leben auseinanderzusetzen. Der Staat intensiviert seine Massnahmen zum Schutze des Lebens. Durch den Ausbau der Gesundheitsdienste und durch die Förderung der medizinischen Wissenschaften wird die Lebensdauer verlängert. Der Schutz des Menschen und seiner natürlichen Umwelt geniesst unter den Staatsaufgaben hohe Priorität. Sorgen wir uns auch genügend darum, dass alle diese Vorkehrungen sich segensreich auswirken?

Dank der Fortschritte der Naturwissenschaften und der Medizin ist es dem Menschen gelungen, tief in das Geheimnis des Lebens einzudringen. Dies verschaffte ihm auch einen bis vor kurzem kaum für möglich gehaltenen Zuwachs an Macht, die den einzelnen, besonders aber die Wissenschaftler sowie die für das politische Geschehen im nationalen wie weltweiten Rahmen Verantwortlichen immer wieder vor schwerwiegende Entscheide stellt. Fragen nach dem Beginn und dem Ende des menschlichen Lebens haben für uns keineswegs mehr nur eine theoretische Bedeutung. Wir müssen in der Politik, in der Rechtsetzung, in der ärztlichen Betreuung eine Antwort auf sie finden, eine Antwort, die uns allen schwerfällt, die uns zuweilen bedrückt und in tiefe Zweifel stürzt, weil wir wissen, welche Verantwortung wir dabei auf uns nehmen müssen. Viele Menschen sind deshalb dankbar, dass Theologen aller christlichen Kirchen

immer wieder das Gespräch über diese grundlegenden Fragen unseres menschlichen Daseins mit Vertretern der Natur- und Humanwissenschaften, aber auch mit einer breiten Öffentlichkeit suchen und pflegen. Wenn es auch zutrifft, dass die Verlautbarungen der Kirchen zu diesen Problemen für den Gläubigen eine andere Bedeutung haben als für den Unbeteiligten, so besteht doch über alle weltanschaulichen Grenzen hinweg die Gewissheit, dass dieses gemeinsame Suchen wesentlich zur Vertiefung und Klärung dringender Fragen beiträgt. Das Wort der Kirchen wirkt dergestalt weit über ihren Raum hinaus und wird auch dort seine Wirkung haben, wo ihre Botschaft vielleicht nicht verstanden wird. Das Wissen der Theologie um die Relativität der menschlichen Welt und die dadurch vermittelte Erkenntnis der dem Menschen gesetzten Grenzen eröffnet uns nicht nur ein umfassenderes Verständnis des Lebens. Sie bewahren uns auch vor einer Entwicklung, deren Folgen unabsehbar sind und mit der unverzichtbaren Würde des Menschen nicht vereinbar wäre.

Die Frage nach dem Sinn des Lebens stellt sich uns aber nicht nur auf dieser Ebene. Leben ist für den gläubigen Christen immer auch Leben in der Gemeinschaft. In der gelebten Solidarität und Brüderlichkeit im engeren Rahmen der Familie, der Freundschaft und im weiteren der staatlichen und überstaatlichen Gemeinschaft erfährt er das, was seinem Leben Halt verleiht. Sie begründen in ihm die Hoffnung und die Sehnsucht auf eine Überwindung des Leidens, der Engnisse und Zwänge, die sein Leben verkümmern lassen oder gar zu zerstören drohen. Darin erweist sich auch die Bedeutung des christlichen Glaubens für unsere Zeit, dass er Partei ergreift für das Leben, indem er den Ängsten und Zweifeln die christliche Hoffnung entgegensetzt. Diesem Ziel dient letztlich auch dieser Kongress, der das Leben in all seinen verschiedenen Dimensionen zum Gegenstand hat.

Die besondere Bedeutung des Themas wird Ihren Beratungen Beachtung verschaffen vor allem im Rahmen Ihrer Gemeinschaft, aber auch weit über den Kreis der Glieder der christkatholischen Kirche hinaus.»

Mit starkem Applaus verdankte die Kongressgemeinde diese Ausführungen.

Nun erfolgte *die Wahl der Leitung des Kongresses*. Auf Antrag des Ständigen Kongressausschusses wurden einmütig gewählt:

Präsident: Synodalratspräsident *Dr. Bernhard Gilg*, Rifferswil/Schweiz

1. Vizepräsident: *Prof. Dr. P. J. Maan*, Arnhem/Holland

2. Vizepräsidentin: *Frau Ruth Michelis*, Freiburg/Deutschland

Sekretär und 1. Stimmenzähler: *Pfr. Dr. G. Dolezal*, Klagenfurt/Österreich

2. Stimmenzähler: *Pfr. W. Wysoczanski*, Warschau/Polen

Persönlich und im Namen der Mitgewählten dankte *Dr. B. Gilg* für die ihm zukommende Ehre. Hierauf erteilte er das Wort *Pfr. Dr. H. A. Frei*, der einige erläuternde Hinweise gab zu dem allen Teilnehmern bereits schriftlich ausgehändigten

Bericht des Sekretärs des Ständigen Kongressausschusses

1892–1974

Der II. Internationale Altkatholikenkongress, der vor 82 Jahren ebenfalls in Luzern tagte (13. bis 15. September 1892), erliess damals eine Erklärung, die es verdient, den Teilnehmern des heutigen Kongresses in Erinnerung gerufen zu werden, weil sie im Grundsätzlichen von ihrer Gültigkeit nichts eingebüsst hat:

«Der Kongress hat nicht das Recht und die Aufgabe, dogmatische Fragen zu entscheiden und sich in die besonderen Verhältnisse der einzelnen Kirchen einzumischen. Als dem Zweck des Kongresses angemessen erscheinen dagegen folgende grundsätzliche Erklärungen, die den Standpunkt der altkatholischen Kirche bezeichnen und zugleich geeignet sind, eine Übereinstimmung mit andern Kirchen zu fördern und gegenüber dem einheitlichen Vorgehen der römischen Kirche ein geschlossenes Zusammenstehen der romfreien kirchlichen Gemeinschaften zu ermöglichen.

1. Der Altkatholizismus (die katholische Reformbewegung) ist kein blosser Protest gegen die neuen Dogmen des Vatikans und speziell gegen die päpstliche Unfehlbarkeit, sondern er ist die Rückkehr zu dem wahren Katholizismus der alten, einen und ungeteilten Kirche, hinweg über die Verderbnisse des papistisch-jesuitischen Kirchentums, und ein Mahnruf an alle christlichen Gemeinschaften zur Einigung auf altchristlichem Grunde. Die Delegiertenversammlung stellt an die hochw. Bischöfe Deutschlands, der Schweiz und Hollands das Ersuchen, in ihrer amtlichen Eigenschaft mit den kirchlichen Autoritäten der übrigen uns befreundeten Kirchen in eine Verhandlung über Wiedervereinigung einzutreten.

2. Verbindlich für den Christen ist die Lehre Christi, nicht theologische oder sog. fromme Meinungen. Als Lehre Christi aber, also als christliches Dogma, nehmen wir an, was als solches durch die allgemeine, beständige und einstimmige Überlieferung der christlichen Einzelkirchen anerkannt worden ist, in Übereinstimmung mit dem Schreiben der altkatholischen Bischöfe von Holland, Deutschland und der Schweiz, datiert Utrecht, den 24. September 1889.

3. Gestützt auf die alte Praxis der christlichen Nationalkirchen, welche bei vollkommener Anerkennung der allgemeinen Ordnungen der Gesamtkirche ihre Selbstbestimmung und ihre Besonderheiten wahrten, gemäss ihren eigentümlichen Bildungsverhältnissen, Bedürfnissen und Traditionen, gibt der Kongress dem Grundsatz Ausdruck: Es ist ein unveräusserliches Recht der christlichen Einzelkirchen des Orients wie des Okzidents, ungehemmt durch fremden Einfluss über das religiöse Denken und Leben zu walten und in ihren Einrichtungen der nationalen Sitte, Bildung und Tradition Rechnung zu tragen.

6. Wünschenswert ist die Gründung einer internationalen theologischen Fakultät sowie einer internationalen theologischen Zeitschrift.

8. Ganz besonders fordert der Kongress auf zur regelmässigen Teilnahme am sonn- und festtäglichen Gottesdienst und am Gemeindegesang beim Gottesdienst.

Er drückt den Wunsch aus, dass die altkatholischen Kirchen darnach trachten möchten, ihre offiziellen Gebetbücher möglichst einheitlich zu gestalten.

Er würde es auch mit grosser Freude begrüßen, wenn Angehörige verschiedener christlicher Gemeinschaften sich brüderlich vereinigten zu Zwecken der Erbauung, der Wohltätigkeit, der gegenseitigen Unterstützung und Förderung guter Werke ohne konfessionellen Charakter.

9. Der Kongress ruft in Erinnerung, dass die Altkatholiken ihrerseits es niemals an Duldsamkeit und brüderlichem Entgegenkommen fehlen lassen wollen und dass sie daher von Anfang an den Simultangebrauch ihrer Kirchen und Kapellen angeboten haben und in aller Aufrichtigkeit noch heute anbieten – unter der einzigen Bedingung einer ebenso aufrichtigen Gegenseitigkeit. Er legt auf diesen Punkt um so grösseres Gewicht, je mehr er davon überzeugt ist, dass die Benutzung der gleichen Kirchen durch Angehörige verschiedener Gemeinschaften ein Zeichen gegenseitiger Achtung und Liebe wäre und sehr viel dazu beitragen würde, den religiösen Frieden zu befestigen und die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu schützen.»

1970–1974

«Kirche in Freiheit und Bindung» lautete das Generalthema des letzten Kongresses Bonn 1970. Im Rückblick auf 100 Jahre altkatholische Bewegung sollte dessen geistige Arbeit nicht nur der Selbstbesinnung auf Vergangenes gelten. Man erwartete neue Impulse für die Zukunft. Denn der *Ruf nach Erneuerung* wurde auch in den altkatholischen Kirchen erhoben.

Am sichtbarsten wurde diese Erneuerung im *liturgischen Bereich*. So ist in Holland, Deutschland und der Schweiz die Liturgierevision bereits abgeschlossen oder doch in vollem Gang.

Aber auch das übrige *kirchliche Leben* bedarf der Erneuerung. Hat Bonn in dieser Hinsicht «gezündet»? Man erinnere sich: es wurden damals Texte vom Kongress verabschiedet, die als Denkanstoss, Arbeitsgrundlage und Wegweisung für Weiterarbeit in den verschiedenen altkatholischen Kirchen gedacht waren. Was ist daraus geworden?

In der *Schweiz* bildete sich nach mühsamen Anfängen erst vor einem Jahr die «Christkatholische Arbeitsgruppe für kirchliche Erneuerung». Geistliche und Laien sind nun gemeinsam am Werk, im Sinne der Gruppendynamik Zellen der mitmenschlichen Begegnung bilden und auf diese Weise die Erneuerung des Lebens der christlichen Gemeinde in Gang bringen zu helfen. Hoffen wir, dass diesem mutigen Versuch nicht nur Segen, sondern auch Nachahmung in anderen Schwesterkirchen beschieden sei.

In diesem Zusammenhang seien Worte weitergegeben, die ein kritischer Kongressteilnehmer von 1970 im Hinblick auf den diesjährigen Kongress kürzlich äusserte:

«In Bonn wurde eine Menge Empfehlungen angenommen, dringende Bitten ausgesprochen. Was geschah weiter damit? Was wurde aufgenommen, weitergetragen, verwirklicht? Nimmt der jetzige Kongress auch diese Fragen nicht auf, so nimmt er sich selber nicht ernst, hebt sich auf und gibt zu, dass er für die Kirche ohne Bedeutung ist.»

Diese mahnenden Worte seien auch künftigen Kongressen ins Stammbuch geschrieben!

Wie wird es nach Luzern sein? Schon das Thema des Kongresses 1974 macht es klar: *die Erneuerung muss beim einzelnen beginnen!* Dieser Kongress mit seinem Thema «Leben» wird genau soviel erneuernde und aufbauende Wirkung in die beteiligten Kirchen hinein haben, als jeder Teilnehmer ausstrahlt und weitergibt.

Internationale Kirchliche Zeitschrift

Unsere theologische altkatholische Quartalsschrift wurde vom Luzerner Kongress 1892 angeregt und ins Leben gerufen. Sie hat sich seither in ununterbrochener Folge trotz mannigfacher Schwierigkeiten halten können. Und diese Schwierigkeiten sind nicht gering. Die «Kostenexplosion» im Druckereigewerbe hat sie nicht verschont:

- 1959 kosteten 4 Hefte (= 1 Jahrgang) Fr. 7500.—, Ertrag aus Abonnementen Fr. 5300.—;
- 1965 betrugen die Druckkosten Fr. 13 000.—, die Abonnementseinnahmen Fr. 6300.—,
- 1969 standen den Fr. 16 000.— Druckkosten Abonnementseinnahmen von Fr. 6900.— gegenüber, und
- 1973 Druckkosten Fr. 23 750.—, Einnahmen aus Abonnements Fr. 7550.—.

Diese Entwicklung mahnt zum Aufsehen und stellt die Frage, wie es noch weitergehen wird. Dass bis Ende 1973 kein effektives Defizit entstand, haben wir den zahlreichen Gönnern zu verdanken, die Jahr um Jahr unsere IKZ mit freiwilligen Beiträgen finanziell unterstützen. Trotz des vielen guten Willens werden wir einmal an eine Grenze stossen. Dennoch auch hier die dringende Bitte: Helft beherzt weiter!

Sowohl in der *Redaktion* als auch in der *Geschäftsführung der IKZ* sind Änderungen eingetreten:

Auf Ende 1972 legte Herr Bischof emer. Dr. Urs Küry, der die Redaktion seit 1956 geführt hatte, dieselbe nieder. Im Mai 1973 wurde sie von Pfr. Dr. Hans A. Frei, einem der bisherigen regelmässigen Mitarbeiter, übernommen. Zugleich löste Prof. Dr. P. J. Maan, Arnhem, den bisherigen Mitherausgeber Bischof P. J. Jans ab.

Ferner wünschte der bisherige Geschäftsführer, Pfr. A. Jobin (Rheinfelden), entlastet zu werden. Seine Aufgabe übernahm anfangs 1974 Pfr. H. Vogt (Schaffhausen).

Allen Scheidenden sei nachträglich auch hier herzlich gedankt!

Internationale Theologische Studienwochen

Seit dem Bonner Kongress fand jedes Jahr eine altkatholische Theologenwoche statt:

- 1971 In *St. Pölten* (Österreich) zum Thema «Das kirchliche Amt» (Amtsverständnis – Ordination – Unfehlbarkeit);
- 1972 in *Wijk aan Zee* (Holland) mit einem erstmaligen zweitägigen gruppendynamischen Versuch zum Thema «Das Funktionieren des Seelsorgers mit anderen und für andere» unter Leitung zweier Mitarbeiter des (röm.-kath.) Pastoral-Zentrums Haarlem. Zudem kamen Probleme der heutigen Verkündigung der Kirche und die Krise des Pfarramtes zur Sprache;
- 1973 «Mattli», *Morschach* (Schweiz) hatte als Hauptthema «Das Gebet». In Gruppen wurde sodann die Thematik für den Kongress 1974 erarbeitet und «erprobt».

In wachsender Zahl nahmen an diesen Tagungen auch *Pfarrfrauen* teil, so dass die Frage erhoben wurde, ob man noch von *Theologentagungen* reden dürfe. Es wurde jedoch beschlossen, bei der bisherigen Bezeichnung zu bleiben, gleichzeitig aber Tagung und Thematik offenzuhalten.

Besonders wertvoll erwiesen sich auf jeder Tagung die jeweiligen *Informationen* über aktuelle Vorgänge innerhalb der Utrechter Union, über den Dialog mit der römisch-katholischen Kirche, die Beziehungen zur anglikanischen und zu den orthodoxen Kirchen sowie über die jüngsten Entwicklungen im Weltkirchenrat.

Bereits steht fest, dass 1975 die nächste Studienwoche in Deutschland stattfinden und von den dortigen Amtsbrüdern organisiert wird.

Ständiger Kongressausschuss

Diesem gehörten auch während der vergangenen Berichtsperiode die bisherigen Mitglieder an:

Mr. J.A.C. de Jonge (Den Haag) als Präsident,
Prof. Dr. W. Küppers (Bonn) als Vizepräsident und
Pfr. Dr. H. A. Frei (Bern) als Sekretär.

Unabhängig voneinander haben alle bisherigen Amtsträger den Wunsch, nun von ihrem Auftrag entlastet zu werden. Am längsten diente im Ausschuss der Vizepräsident, der 1953 vom Kongress in München gewählt wurde. 1957 bestimmte der Rheinfelder Kongress den jetzigen Sekretär, und in Wien 1965 erhielt der Ausschuss seinen bisherigen Präsidenten.

Es wird die Aufgabe der Schluss-Sitzung vom kommenden Samstag sein, die neue Zusammensetzung des Ständigen Kongressausschusses, für den wohlerrungene offizielle Vorschläge vorliegen, zu bestimmen.

Es sei dem Sekretär gestattet, für seinen Teil den beiden scheidenden Mitarbeitern für die stets erfreuliche Zusammenarbeit herzlich zu danken.

Möge das Thema des diesjährigen Kongresses «Leben» als Auftrag und Verheissung verstanden werden auch für die weitere Kongress-Arbeit!

Bern, im September 1974

Für den Ständigen Ausschuss
der Internationalen Altkatholikenkongresse:

Pfr. Dr. H. A. Frei
Sekretär

Der Kongresspräsident konnte sodann mehrere offizielle Gäste zur Überbringung von *Grussbotschaften* ans Rednerpult bitten. Es sprachen der Reihe nach:

Rt. Rev. John Trillo, Lordbischof von Chelmsford, als persönlicher Vertreter von Erzbischof Dr. Michael Ramsey von Canterbury (den Text findet der Leser im Anhang S. 78).

Rt. Rev. David B. Reed (Kentucky, USA) bedauerte, der deutschen Sprache nicht mächtig zu sein, hoffe aber, dass diese Tage in Luzern ihm einige Fortschritte bringen werden. Er habe die Ehre, die Grüsse seiner Bischöflichen Kirche in den Vereinigten Staaten und ihres präsidiierenden Bischofs zu überbringen. Er versichere den Kongress auch seines persönlichen Interesses und übermittle zu dessen fruchtbarem Verlauf die besten Wünsche.

Metropolit Emilianos (Genf) verlas hierauf die in französischer Sprache abgefasste Botschaft des Ökumenischen Patriarchen Demetrios I. von Konstantinopel (Anhang S.79).

Erzbischof und Metropolit Philaret (Berlin) überbrachte als Exarch des Moskauer Patriarchats in Mitteleuropa die Grüsse und Wünsche der Russisch-Orthodoxen Kirche und ihres Patriarchen Pimen (Anhang S.79 ff.).

Metropolit Justin (Jassy) wandte sich im Auftrage der Konferenz Europäischer Kirchen, die zur selben Zeit ebenfalls in der Innerschweiz (Engelberg) ihre Tagung abhält, in französischer Sprache an die Kongressversammlung und wünschte der Tagung einen gesegneten Verlauf.

Bischof Dr. Johannes Vonderach (Chur) sprach namens der Römisch-katholischen Bischofskonferenz der Schweiz, deren Grüsse er dem Kongress und speziell der christkatholischen Kirche überbrachte. Er wies darauf hin, dass die drei Landeskirchen schon wiederholt in gemeinsamen Erklärungen zu öffentlichen schweizerischen Fragen Stellung genommen haben. – Gleichzeitig grüsste er den Kongress auch im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen der Schweiz, an deren Gründung die christkatholische Kirche massgeblich beteiligt gewesen sei. Der Redner betonte, das Kongress-Thema «Leben» sei für alle Christen von höchster Dringlichkeit und Aktualität. Er sprach den Wunsch aus, das im vorausgegangenen Gottesdienst vernommene Predigtwort möchte sich erfüllen dürfen, und schloss mit dem Wort des hl. Niklaus von der Flüe: «Gott ist der Friede, denn der Friede ist alleweg in Gott.»

Alle diese in vorbildlicher Kürze gehaltenen Grussworte wurden von der Kongressgemeinde mit starkem Beifall verdankt. Auch der Vorsitzende widmete jedem der Sprecher passende Worte der Erkenntlichkeit für das Gesagte. Hierauf erteilte *Dr. B. Gilg* das Wort dem ersten Hauptreferenten, *Prof. Dr. J. H. van den Berg* (Leiden-Utrecht), zu dessen Vortrag

«Menschliches Leben – dreifach betrachtet.»

Da der Referent gewohnt ist, völlig frei zu reden und angesichts der fortgeschrittenen Zeit zudem die Notwendigkeit empfand, seine Gedanken und Überlegungen in geraffter Form darzubieten, wird der nachfolgende Wortlaut den Teilnehmern partien-

weise unvertraut sein. Aber um so eindrucklicher wird ihnen das, was sie beim Hören der Ausführungen von *Prof. van den Berg* zusehends mehr in den Bann zog, wenn sie es hier in seinem grundlegenden Zusammenhang jetzt nachlesen können, wieder in Erinnerung gerufen:

Wo weilt die Seele?

Wilhelm Busch, dessen Name Ihnen nicht unbekannt ist, war davon überzeugt, dass die Seele eines Menschen mit Zahnschmerzen in der Höhle des Backenzahns weilt: «Einsam in der engen Höhle / der Backenzähne weilt die Seele.» Diese Ortsbestimmung halte ich für angemessen. Allerdings hörte ich während der medizinischen Ausbildung nie davon, und ich muss Ihnen auch sagen, dass man dieser Ortsbestimmung in der medizinischen Literatur nicht begegnet. Wenn ich aber daran denke, wie der Zahnwehleid-alten-Stils (heutzutage sieht man es so nicht mehr) aussah, indem er mit beiden Händen die Seele umklammerte: nirgends war der Arme mehr zu finden als am Ort seines schlimmen Leidens.

Ich vermute, dass die Seele ziemlich vieler Fussballspieler heutzutage in ihrem Knie weilt, jedenfalls in dem Augenblick, da sie liegenbleiben und dann ein wenig theatralisch vom Feld getragen werden. Übrigens hat es offiziell einmal eine Ortsbestimmung der Seele im Knie gegeben, und zwar bei den Griechen. Man hatte darüber noch nicht solch exakte Vorstellungen. Vermutlich fand man es auch nicht so ausserordentlich wichtig, wo die Seele, die Person des Leibes, weile. Aber, wenn sie denn irgendwo weilen sollte, dann könnte es sehr wohl im Knie sein, denn das Knie ist für den gehenden Menschen eine sehr verletzbare Stelle. Im Leben des Gehenden ist das Knie so lebenswichtig, dass man annehmen darf, dass die Seele, wenn sie irgendwo weilt, im Knie weilen wird. Das spricht uns jetzt nur noch wenig an, denn wir sitzen im Auto, im Flugzeug. Verletzungen des Knies treten, ausgenommen auf dem Fussballfeld, nicht mehr so häufig auf, und sollten sie auftreten, dann gibt es meistens schon einen Arzt, der dem Übel abhilft. So lebenswichtig ist das Knie nicht mehr.

Es hat auch eine Zeit gegeben, da man glaubte, die Seele weile im Herzen. Diese Auffassung liegt noch so nahe, dass Sie diese wahrscheinlich sofort nachvollziehen können, denn dort, im Herzen, fühlen wir uns ziemlich oft. Ich habe den Eindruck, dass wir uns in unserer Zeit mehr im Herzen fühlen als die Menschen des

vergangenen Jahrhunderts. Aber auch die Ortsbestimmung im Herzen finden Sie nicht in den Lehrbüchern, weder in der anatomischen noch in der physiologischen und sogar nicht einmal in der psychologischen Literatur.

Descartes

Seit Descartes wissen wir, dass die Ortsbestimmung der Seele im Herzen nicht richtig ist. Descartes meinte: «Wir lassen uns irreführen, wenn wir glauben, dass die Seele, die Person selbst, im Herzen zu finden sei.» Nein, wir fühlen uns dort «par l'entremise d'un petit nerf». Von einem kleinen Nerv werden wir irregeführt. Der kleine Nerv geht vom Herzen zum Gehirn. Dort im Gehirn kommt der Reiz an, durch den wir denken, dass mit dem Herzen etwas los sei. Wir haben auch keine Schmerzen im Knie oder in der Fusssohle, sagt Descartes. Auch von diesen Stellen geht ein «petit nerf», der die Gefühls- und Schmerzeindrücke zum Gehirn transportiert, und dort weilen wir. Dort nehmen wir wahr – und dort werden wir irregeführt. Denn der Reiz, der dort ankommt, rührt so überzeugend vom Knie oder vom Herzen her, dass wir glauben, im Knie oder im Herzen Schmerzen zu erfahren.

So glauben wir überall im Leib eigenen, persönlichen Besitz beanspruchen zu dürfen, während wir doch nur im Gehirn weilen, und dazu noch nicht einmal überall im Gehirn, sondern nur an einem kleinen Ort. Sie wissen, dass nach Descartes dieser Ort die glandula pinealis ist. Dort hat uns Descartes sozusagen hingestellt, und eigentlich sitzen wir immer noch in jenem, inzwischen schon verwohnten Körperchen mitten im Gehirn.

Oben auf das Dach der dritten Hirnkammer hat Descartes uns hingestellt. Er hatte dafür einen speziellen Grund. Er sagte: «Jenes Organ ist einzigartig, und wir besitzen eben nur eine, ungeteilte Seele; wir sind eine einfache, ungeteilte Person.» Freud, der glaubte, dass wir aus zwei Teilen (bewusst und unbewusst) bestehen, trat erst später auf. Für Descartes bildete der Mensch eine Einheit, und deshalb wählte er ein einmalig vorkommendes Organ aus. Er hätte ebensogut die Nase wählen können. Diese kann man wenigstens reiben, zum Beispiel wenn man in Gedanken versunken ist. Es wäre immerhin ein Vorteil, wenn die Seele an einem Ort weilt, wo man sie mit den Fingern erreichen kann. Bei der glandula pinealis ist so etwas nicht möglich.

Als einzigartiges Organ hätte Descartes auch die Geschlechtsor-

gane wählen können mit dem Vorteil, dass Mann und Frau dann auch in der Seele ungleich wären. Descartes wählte aber die *glandula pinealis*, weil er glaubte, alle Nerven führten an diesen Ort, was von Nase oder Knie oder irgendeinem anderen Körperteil kaum anzunehmen wäre. Er glaubte, alle Nerven führten zur *glandula pinealis*. Es war falsch, was aber Descartes nicht wissen konnte. Einzigartig und überdies schön zentral inmitten des Gehirns gelegen – es war ein einigermaßen mittelalterlicher Gedanke, dass mitten in der Kugel, in der fast vollkommenen Kugel, die unser Kopf bildet, die Essenz unseres Lebens zu finden wäre.

Das «Paradigma» des Descartes

Trotzdem wurde die Denkweise von Descartes uns zum Glauben, zur «*basical idea*» der medizinischen Wissenschaft, der ganzen Lehre vom Körper und der Lehre von den Krankheiten dieses Körpers. Wir weilen nirgends im Leibe. Wir sind vielleicht in der *glandula pinealis* oder in der Flüssigkeit des Rückenmarks oder in der Gehirnflüssigkeit oder in einer anderen Substanz des Gehirns zu finden. Es bleibt eine unsichere Sache. Aber lässt uns auf keinen Fall denken, wir seien irgendwo im Leib, es sei denn an einer unbedeutenden Stelle. Überall wo es bedeutend ist, weilen wir sicher nicht. Wo man neben der Struktur eines Organs auch noch seine Funktion hat feststellen können, sind wir als Person sicher nicht zu finden. Man kann diesen Satz auch umdrehen: weil Descartes und seine Zeitgenossen unsere persönliche Existenz aus den verschiedenen Organen weggenommen haben, wurde es möglich, eine Anatomie und eine Physiologie zu entwickeln. Denn dort, wo die Person weilt, kann weder Anatomie noch Physiologie bestehen. Aber wo die Person entfernt ist, dort kann man Anatomie und Physiologie unterscheiden, dort kann man mit dem Messer hinkommen, dort kann man analysieren und Funktionen bestimmen. Mit einem modernen Wort (von Kuhn): Das Schema des Descartes ist das «*paradigm*», das «*Paradigma*» der medizinischen Wissenschaft. Das heisst: wir haben gelernt, nach jenem Muster zu denken. Es wurde zu unserer primären Denkweise, zur Grundlage von allem, was der Arzt seit Descartes dachte und tat.

Harvey

Descartes lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In der gleichen Zeit entdeckte William Harvey den Blutkreislauf, womit unzertrennlich die Erkenntnis verbunden war, das Herz müsse eine

Pumpe sein. Noch bevor Descartes die Ansichten Harveys hatte zur Kenntnis nehmen können, hatte er die Theorie Harveys, dessen Name er dann noch nicht einmal richtig schreiben konnte, schon angenommen. Diese entsprach genau seiner Theorie, dass wir im Herzen nicht zu finden seien. Der Leib ist den Naturwissenschaften freigegeben. Man kann denselben frei untersuchen. Man wird darin der Person des Leibes nie begegnen. Dann kann man zum Beispiel feststellen, das Herz sei eine Pumpe, denn in dem Herzen ist niemand zu finden. Das Herz ist eine «tote» Pumpe, nur eine pochende Maschine.

In das Paradigma des Descartes passt eine solche Entdeckung, und ich will Sie einladen anzunehmen, dass diese Entdeckung nur möglich war auf Grund jenes Paradigmas, jener Grundlage des medizinischen, des anatomisch-physiologischen Denkens. Erst wenn man imstande ist zu glauben, die Seele, die Person selbst, weile an einer unbedeutenden Stelle im Leibe, erst dann ist es möglich festzustellen, das Herz sei eine Pumpe und das Blut ströme als tote Materie, oder besser, als grundsätzlich nichtpersönliche Materie durch den Leib herum.

Harvey sagte auch: «Man kann das Herz pochen hören.» Das war in jenen Tagen buchstäblich unerhört. In der ganzen medizinischen Wissenschaft bis zu Harveys Tagen, einschliesslich der klassischen medizinischen Wissenschaft, die doch wohl etwas bedeutete, ist kein Wort über hörbaren Herzschlag zu finden. Harvey stellte als erster fest, man könne das Herz pochen hören. «Sie müssen dort in London gute Ohren haben», sagte Parisanus in Venedig, «denn wir hören nichts, und wir werden erst hören, wenn Harvey uns sein Ohr leiht.» Mit diesen Worten steht es in der Kampfschrift, die Parisanus gegen Harvey schrieb, und ich hoffe, dass Sie mit mir mitdenken können, wenn ich sage, Parisanus habe seine Worte mit Recht gesprochen. Erst wenn wir Ohren haben nach der Denkungsart des Descartes, erst dann können wir hören, dass dort eine Pumpe arbeitet. Haben wir diese Denkweise (dass nämlich die Person des Leibes an einem unbedeutenden Ort weilt) nicht, dann werden wir den Herzschlag nicht hören. So weit geht eine Idee. Selbstverständlich sind wir in unserer Zeit in unserem Denken ebenfalls Opfer von Vorurteilen.

Auch wir haben unsere Philosophien im Hintergrund. Wir haben auch Paradigmen, wenngleich sie uns nicht klar vor Augen stehen. Auch wir hören bestimmte Sachen und andere dagegen nicht. Wir sind, möchte ich sagen, genau so einseitig wie damals Parisanus in Venedig. Wir sind es nur in anderer Weise. In der Wissenschaft gibt es sicher Vorauskang, es gibt aber hauptsächlich Veränderungen der

Denkweise. Jedesmal wird die Wirklichkeit mit einer neuen Denkweise anders durchdrungen.

In die Denkweise eines Descartes passte ausserordentlich viel: dahinein passte William Harvey, aber auch Pasteur, Koch, Semmelweis, da hinein passte so viel, dass der Medikus des 20. Jahrhunderts davon überzeugt war, alles passe hinein. Aber Sie wissen, dass wir in unseren Erwartungen getäuscht wurden, denn auch sehr viel passte nicht hinein. Es ist zum Beispiel sehr wahrscheinlich, dass der Frau, die mit Rückenschmerzen zu einem Arzt (mit der Denkweise von Descartes) geht, von diesem nicht geholfen werden kann. Ihre Rückenschmerzen passen nicht in sein Schema.

Es scheint mir sehr wahrscheinlich, dass die Zuhörer, denen ich jetzt gegenüberstehe, oft Störungen begegnen, die nicht in die Denkweise passen, die dem Arzt in seiner medizinischen Ausbildung gelehrt wurde. Während der Ausbildung haben sich die Dozenten – in gutem Glauben allerdings – angestrengt, vor allem die Denkweise eines Descartes nicht zu sprengen. Folglich sprach man nie über die Person des Kranken oder über die persönlichen Angelegenheiten des Kranken oder über die Bedeutung, die das Kranksein für den Patienten oder für seine Familie haben könnte. Das Wort «sterben» habe ich während der ganzen Ausbildung nicht gehört, geschweige denn, dass ein Dozent mir erzählt hätte, was Sterben bedeuten könne, während doch jeder Arzt mit sterbenden Patienten zu tun hat. Nicht jeder Patient leidet an Typhus oder an Masern, wohl aber stirbt schliesslich jeder Patient. Und über das allgemeine Leiden, das Sterben, über den Tod, der uns von der Geburt an begleitet, habe ich während meines ganzen Studiums nie ein Wort gehört. Die Person des Kranken wurde (und wird noch) weggedacht. Ich hatte den Eindruck, dass meine verehrten Lehrer sich anstrebten, um nicht aus ihrer Denkweise herauszufallen. Denn dann würde so viel dahinfliegen.

Das Paradigma des Jean-Paul Sartre

Inzwischen ist aber viel gefallen. Und wir sind versehen mit einer neuen Denkweise, einem neuen Paradigma, das ich Ihnen heute darstellen möchte. Ich tue es anhand eines Beispiels des bekannten französischen Philosophen Jean-Paul Sartre.

Er hat einen wunderbaren Abschnitt über den Blick geschrieben. Im Abschnitt des «L'Etre et le Néant» über den menschlichen Blick, «Le regard», finden Sie das andere Paradigma. Sartre erklärt es mit

einem Beispiel. Ich werde Ihnen sein Beispiel mit eigenen Worten und mit eigenen Nebenbeispielen darstellen.

Der Mann in einem Zimmer

In einem Zimmer sitzt ein Mann auf einem Stuhl. Er ist in Lektüre vertieft, «absorbiert» oder «fasziniert» von dem, was er liest. Der Mann liest zum Beispiel über Israel. Wo ist er dann? Er ist «absorbiert», man nehme das Wort buchstäblich. Der Mann ist in Israel – natürlich in einer besonderen Weise. Er ist nicht leiblich dort, und er ist vielleicht auch nicht vollständig dort. Er wird wohl auch ein wenig an die Zeitung gebunden sein, an den Buchstaben und an die Bedeutung jener Buchstaben. Vielleicht dringen auch noch Eindrücke von den Anzeigen in der Zeitung zu ihm durch. Wenn wir die Zeitung lesen, kommen viele Reize auf uns zu, wenngleich wir sie nicht alle aufnehmen. Man kann eine Zeitung lesen, ohne nur eine Anzeige zu sehen, während die Reize derselben uns doch erreicht haben müssen. Der Mann liest über Israel und ist davon absorbiert. Es ist ein fesselnder Artikel, und dann ist er dort in dem, was Israel heisst, wenngleich er nicht leibhaftig dort ist. Der Mann ist so sehr dort, dass er vergisst, wie langweilig es ist, so lange ein Bein über das andere geschlagen zu halten. Das kann uns allen passieren. Wenn uns etwas fasziniert, vergessen wir den Leib; wir übergehen den Leib bei der Sache, die uns fesselt, und können denselben in einer sehr unbequemen Lage halten. Der Mann ist so sehr absorbiert, dass er auch absolut nicht hört, was neben ihm, in einem anderen Zimmer, geschieht. Für uns ist nicht wichtig, was dort geschieht. Es gibt Stimmen, Geräusche. Der Mann aber hört nichts davon. Wir kennen es alle, dass es Laute gibt, Reize, die wir dennoch nicht wahrnehmen. Physiologisch ist es eigentlich nicht gut möglich, Reize zu empfangen und sie dennoch nicht wahrzunehmen. Unser Mann bekommt vielleicht wenig Reize, die er aufnimmt, und viele, die er nicht aufnimmt. Es kann geschehen, dass während eines Gesprächs Verkehrslärm um uns herum ist. Wenn wir von dem Gespräch eine Tonbandaufnahme machen, können wir später, wenn wir die Wiedergabe dieser Aufnahme hören, staunen über den grossen Lärm, den wir während des Gesprächs eigentlich nicht gehört haben. So ungefähr geht es dem Manne, der in seine Lektüre über Israel vertieft ist. Er hört die Reize nicht. Aber jetzt wird es noch lärmiger, und er beginnt etwas zu hören. In welcher Weise beginnt er zu hören? Wie wird das Hören zuerst offenbar? Zunächst wird das Hören offenbar als «gestörte Lektüre». Er hört, dass etwas los ist mit

dem Aspekt der Buchstaben in der Zeitung, und mit der Weise, wie er ja oder nein durch die Lektüre in Israel sein kann. Dasjenige, was er realisiert, das Sein-am-Ort-wo-die-Lektüre-spielt, wird von dem Lärm gestört. Dadurch merkt er, dass es neben ihm lärmig ist. Sein Hören war Sehen. Sein Hören-dort war Sehen-hier.

Der gleiche Mann am gleichen Ort, in einem anderen Zimmer

Ich hoffe, dass ich Ihnen dies erklärt habe, denn ich möchte einige landläufige Auffassungen bei Ihnen niederreißen, wo dies nicht schon lange geschehen ist. Die bekannte Notverteilung von Augen, Ohren und anderen wahrnehmenden Organen und die Reize dazu taugen für die Physiologie, aber nicht fürs tägliche Leben. Im täglichen Leben werden die Funktionen des Leibes durcheinander geschoben, so dass das Auge bieten kann, was die Beine angeht, und die Beine bieten, was das Auge betrifft.

Schliesslich macht die widerspenstige Zeitung dem lesenden Manne doch klar, dass im anderen Zimmer etwas los ist. Er legt die Zeitung nieder, steht auf, geht zur Türe, bückt sich und schaut durchs Schlüsselloch. Was er im anderen Zimmer sieht, ist noch fesselnder, als die Zeitung schon war. Was es genau ist, spielt keine Rolle. Wichtig ist die Frage: Wo *ist* der Mann, wenn er sich fesseln lässt, dort im anderen Zimmer? Am Ort, wo er steht, oder am Ort, wo er sich verwirklicht? Natürlich ist der Mann dort, wo er sich verwirklicht, das Weitere übergeht er. Er übergeht seinen Leib. Er übergeht alle Sinnesorgane und alle Leiden, die ihn vielleicht quälen, indem er sich verwirklicht in dem anderen Zimmer. Er *ist* dort im anderen Zimmer.

Wenn Sie hiermit übereinstimmen, sind Sie wahrer Existentialist. Das Wort Existenz bedeutet «Anderswo-sein». Der Existentialismus, anfangend bei Karl Jaspers, Brentano und Husserl, hat unsere Ideologie verwirrt. Nach diesem Denken ist der Mensch am ehesten dort zu finden, wo er *nicht* steht. Wenn ich Ihnen das sage, bin ich auch nicht hier, wo ich jetzt stehe – ja schon, natürlich. indem ich realisiere, dass ich hier stehe. Eben war ich Minuten lang bei dem Manne, der in Israel war, und vielleicht war ich selber wohl auch einen Augenblick in Israel. Es ist oft schwer zu sagen, wo man genau ist, sicher ist aber, dass ich nicht war, wo ich jetzt stehe. Meine Stimme klingt an Ihr Ohr und nicht bei mir. Wenn eine Mutter nach ihrem Kinde schreit, das am Ufer eines Teiches in Ge-

fahr ist, dann ist ihr Schreien bei dem Kind und nicht bei ihrem Munde. Klar, wenn man die Stimme in Dezibeln misst, dann ist die Stimme viel mehr beim Munde der Mutter als bei den Ohren des Kindes. Aber mit Dezibeln geraten wir wieder in die Denkweise von Descartes. Die Stimme der Mutter ist beim Kind. Und wo waren Sie vorhin? Sie waren auch am Ufer des Teiches bei jenem Kinde – durch meine Worte. Es ist eine komplizierte Sache, aber ich versichere Ihnen, dass Sie nicht waren, wo Sie jetzt sitzen.

Unser Mann befindet sich im Zimmer jenseits der Türe mit dem Schlüsselloch. Es ist schwer zu sagen, wie er sich dort verwirklicht. Er verwirklicht sich dort zunächst als Auge. Denn dass wir Augen haben, bedeutet vor allem, dass es eine Welt von Licht und Farbe gibt, es bedeutet nicht an erster Stelle, dass wir im Gesicht zwei Kugeln herumtragen. Letzteres gehört zur Anatomie und zur Physiologie. Im täglichen Leben bedeutet «Augen haben»: eine sichtbare Welt haben, in Sichtbarkeiten leben. Das Auge und auch das Ohr unseres Mannes liegen im Zimmer drüben, und vielleicht liegt dort sogar sein ganzer Leib. Wenn wir voraussetzen, dass im Zimmer nebenan sexuell Interessantes geschieht, verwirklicht der Mann sich in jenem Zimmer vielleicht hauptsächlich als Penis.

Autofahren

Noch ein Beispiel. Sie sitzen in einem Auto und fahren. Sie fahren sehr schnell. Von wo aus werden Sie beim Fahren gelenkt? Von Ihrem Gehirn aus oder von der Strasse aus? Nun, vom Gehirn aus, insofern Sie die Anatomie und die Physiologie in Ehren halten. Wenn Sie aber realisieren, *was geschieht*, wenn Sie in Ihrem Auto fahren, dann werden Ihre Bewegungen von der Strasse aus gelenkt. All dasjenige, was vor Ihnen geschieht, das ist, wo Sie sich verwirklichen. Sie übergehen Ihr Auto, Ihre Beine, Ihre Hände, Sie übergehen alles und verwirklichen sich fortwährend als Strasse, und von dieser Strasse werden Sie gelenkt. Bevor Sie es wissen, hat Ihr Fuss am Fusshebel *gesehen*, was auf der Strasse geschieht. Merkwürdig gesagt: das neurologische Zentrum Ihres Körpers liegt auf der Strasse.

Psychologie

Unser Mann verwirklicht sich im anderen Zimmer. Was ist die Psychologie des Mannes, der gebückt vor dem Schlüsselloch steht? Die Psychologie dieses Mannes ist: das andere Zimmer. Kann man

denn seine Psychologie sichtbar machen, indem man von diesem Zimmer eine Photo macht? Nein, sicher nicht. Es gibt unzählige Sachen im Zimmer, die der Mann nicht realisiert. Es hängt zum Beispiel ein schönes Gemälde an der Wand, er aber wird es nicht sehen. Er wird den Bodenbelag nicht sehen. Er wird auch später nicht wissen, was für ein Teppich am Boden lag. Aber was im Zimmer vor sich geht, das sieht er, in seiner Weise natürlich, das heisst, vollgegossen mit Bedeutungen, Deutungen aus *seinem* Leben. Die Psychologie des Mannes, der gebückt vor dem Schlüsselloch steht, ist die *Psychologie jenes anderen Zimmers*.

Der Leib als Existenz

Die *erste* Psychologie des Menschen ist die Psychologie des «ex», des «ex» von «ausserhalb», des «ex» von Existenz. Aber auch die *erste* Anatomie und die *erste* Physiologie sind Attribute des «ex». Unser leibliches Dasein ist erstens das Dasein einer Welt. Wir übergehen uns selbst und unsere Organe ständig, um uns in der Aussenwelt zu verwirklichen. Es ist vielleicht etwas schwierig, dass wir die Anatomie und die Physiologie jenes Mannes im anderen Zimmer suchen müssen, zuallererst wenigstens. Wir können sogar krank sein in einem anderen Zimmer. Ich glaube, dass viele Menschen krank sind, dort in «dem anderen Zimmer», in dem Fabrikraum, in dem Erholungsheim oder in dem Touristenzentrum. Unsere Krankheit ist zuallererst eine Sache des Exterieurs.

Wir verwirklichen uns dauernd in dem Exterieur. Wir übergehen uns selbst dauernd. Und dort, in dem Exterieur, können sich Konflikte ergeben, dort kann eine Krankheit entstehen.

Der Zuschauer im dritten Raum

Wir nehmen an, dass es neben den zwei Zimmern noch ein drittes Zimmer gibt, und in dem dritten Zimmer sitzen wir, Sie und ich. Wir können in das Zimmer sehen, wo der Mann gebückt vor dem Schlüsselloch steht. Wir sind von ihm getrennt mittels eines «half-way screen», das heisst: der Mann glaubt, da stehe ein grosser Spiegel; wir aber sind besser belehrt, denn wir können hindurch sehen und den Mann beobachten.

Für uns liegt die Sache anders! Dieser Mann kann sich übergehen und sich im anderen Zimmer verwirklichen, leiblich, anatomisch, physiologisch und psychologisch, soziologisch oder wie man es nennen will. Für uns aber gibt es dort nur einen gebückten Men-

schen, der ein Schauspiel sieht, das wir nicht kennen, von dem wir aber sagen können, es müsse sehr interessant sein, da niemand so lange gebückt bleiben kann, es sei denn, er lasse sich sehr fesseln und vergesse sich selbst gewaltig.

Wir im dritten Zimmer sind im Ganzen Aussenseiter. Wir unterscheiden Person und Exterieur. Sogar unterscheiden wir einen Leib und eine Person. Wir sagen zum Beispiel: «Der Mensch hat einen schlechten Charakter, sonst schaute er nicht durchs Schlüsselloch.» Vielleicht unterscheiden wir noch mehr. Vielleicht sagen wir, der Mensch sei gespannt. Er zittere ein wenig dort vor dem Schlüsselloch: «Sieh, wie der gespannt ist.» Er habe vielleicht vermehrten Blutdruck; in Gedanken messen wir schon seinen Blutdruck. So können wir alles mögliche messen und um diesen Mann eine ganze Psychologie aufbauen, wenn wir wenigstens erfinderisch sind; vielleicht ist die Psychologie nicht einmal unrichtig.

Wir Aussenseiter unterscheiden: ein Exterieur, einen Leib und eine Seele. Das heisst: das Paradigma des Descartes kam «aus dem dritten Zimmer», in dem sich Menschen befinden, die keinen Anteil haben. Der Nichtteilnehmer, der unbeteiligte Zuschauer unterscheidet *Exterieur, Leib und Seele*.

Die nichtbeteiligte medizinische Wissenschaft

Die medizinische Wissenschaft war bis vor kurzem ausschliesslich eine Wissenschaft derjenigen, die entfernt, durch einen «half-way screen», die Sache beobachteten. Die Wissenschaftler sahen: ein Exterieur (das als unwichtig betrachtet wurde), einen Leib (der schon, ja, sogar als sehr wichtig betrachtet wurde) und auch noch eine Person (die wieder als unwichtig betrachtet wurde). Jetzt werden wir aber konfrontiert mit einer anderen medizinischen Wissenschaft. Ich habe Sie doch gebeten, zu glauben – was ich selbst leidenschaftlich tue –, dass Anatomie, Physiologie, Pathologie und Psychologie Angelegenheiten des «ex» sind.

Etwas über eine junge Dame von 16 Jahren

Stellen Sie sich vor, dass eine junge Dame von 16 Jahren einen Abend ausgehen und sich zum erstenmal etwas aufgeputzt zeigen will. Heimlich – denn ihre Eltern dürfen davon nichts wissen – hat sie Wangenrot und andere zarte Farben gekauft, und in ihrem Zimmer macht sie sich schön. In ihrem Zimmer pflegt sie den Leib des anatomischen Lehrbuches – könnte man sagen. Dann verlässt sie

ihr Zimmer, verabschiedet sich eilig von ihren Eltern. «Ade, Vater, ade, Mutter!», flüchtig durch die Türspalte. Wenn sie das sagt, hat sie dann auch Wangenrot auf den Wangen, oder ist die künstliche Farbe zeitweilig verschwunden? Wenn sie sich verabschiedet, ist alles einen Augenblick weg. Wenn sie die Türe geschlossen hat, ist alles wieder am Ort. Sie betritt die Strasse, und dann ist es erst recht und fest am Ort. Aber wo ist dann dieser Ort? *Auf der Strasse*, in diesem Fall, denn die Strasse sieht anders aus, wenn man als junge Dame die Strasse mit «painted lips and painted eyes» betritt, als ohne all das.

Wenn Sie sich das nicht vorstellen können oder es einfach nicht glauben, dann lade ich Sie ein, Ihre Kleider auszuziehen und auf die Strasse zu gehen. Sie werden sehen, wie Ihre Nacktheit um Sie herum auf der Strasse liegt. Die Beschaffenheit unseres Leibes ist ständig zugegen durch die Sachen um uns herum. Wir können keine andere Krawatte umbinden, ohne dass sich die Strasse um uns herum ändert.

So geht es der jungen Dame auch. Durch ihr Make-up bekommt die Strasse einen irgendwie anderen Anblick. Die Strasse ist jetzt zum Jagdgebiet geworden. Da geht sie denn und kommt an einer Gruppe von vier oder fünf halbwüchsigen Jünglingen vorbei. Sie geht weiter und hört durch die scharrenden Füße und den Klang der Stimmen, dass ihr nachgeschaut wird. Oder sieht sie es vielleicht auch? Ja, sie sieht es gleichfalls (wenn sie auch nicht zurückschaut), sie nimmt visuell wahr (sei es nicht mit gerichteten Augen), dass die Jünglinge sich umdrehen und ihr nachschauen. Wie geht sie weiter? Ich nehme an, dass sie auf diesem Jagdgebiet noch ziemlich unerfahren ist. Dann geht sie unfrei weiter, denn sie wird von fünf Augenpaaren gebunden, und dann geht man als sehr Jugendliche unfrei, in Miniröcklein, mit hohen Absätzen und mit «painted lips and painted eyes».

Die dritte Form des Leibes

Und so gelangen wir zur dritten Auffassung der Anatomie, Physiologie und so weiter, und auch der Krankheitslehre. Ein Mensch kann krank sein wegen der übermässigen Anwesenheit *vom Auge eines Fremden* auf seinem Leib. Ich denke hier zunächst an Neurotiker. Sie kommen fast alle in mein Zimmer als Menschen «unter dem bösen Blick», Menschen, die sich ständig angeschaut fühlen. Aber Sie kennen das Gefühl selber natürlich auch, dass ein

kühler Blick auf Sie gerichtet ist. Eigentlich leben Sie doch den ganzen Tag unter den Blicken anderer, die dann aber nicht ständig so negativ zu sein brauchen, sondern auch positiv sein können.

Stellen Sie sich vor, dass nicht wir im dritten Zimmer sitzen, sondern dass sich ein Mann in jenem Zimmer befindet. Und dieser Mann ist der Freund des Mannes, der durchs Schlüsselloch schaut, mit welchem letzterer überdies oft durch Schlüssellöcher geschaut hat. Wenn der Mann durch die Türe Zimmer eins betritt, wird der erste Mann sagen: «Oh, bist du es, du machst mich furchtbar erschrecken! Schau mal her, was es hier zu sehen gibt!» Dann ist unser Mann sogar noch mehr in jenem zweiten Zimmer. Er ist dann noch mehr imstande, seinen Leib zu verlassen. Er ist nicht nur mit zwei Augen im zweiten Zimmer, sondern mit vier. Er schaut durch vier Augen in das Zimmer, wenngleich er der Physik nach nur mit einem Auge durchs Schlüsselloch schaut. Mit wie vielen Augen sind Sie in Ihrem eigenen Haus? Nicht mit zwei.

Drei «Formen» von Krankheit

Wie gesagt entsteht durch den Blick eines anderen ein drittes Gebiet der Physiologie, Anatomie und so weiter. Das dritte Gebiet entsteht, wenn wir uns angeschaut fühlen, und so fühlen wir uns tagsüber fast ständig. Angeschaut werden kann positiv sein, es kann negativ sein, mit allen Abstufungen dazwischen. Ich glaube, dass viele Menschen sich täglich beim Arzt melden, weil das Auge eines anderen eine zu hemmende, eine zu üble, eine zu erstarrende Funktion hat.

Versetzen Sie sich in den Mann vor dem Schlüsselloch im Moment, da er sich durch das Hüsteln von uns angesehen weiss. In dem Augenblick, da er das Hüsteln hört, geschieht verschiedenes auf und in seinem Rücken. Ich glaube sogar physiologisch. Muskeln werden sich zusammenziehen, Blutgefässe sich verengen, eine Steifheit wird entstehen, die auch physiologisch begründet ist.

So gibt es drei *Formen* des Leibes, drei *Formen der Anatomie* sogar, drei *Formen der Physiologie*, drei Formen des menschlichen Lebens. Ich bin wenig auf Einzelheiten eingegangen, aber Sie können meiner Geschichte vieles beifügen. Es gibt auch *drei Formen der Krankheit*. Man kann am Exterieur erkrankt sein, man kann am Leib erkrankt sein, wie es uns aus den Lehrbüchern bekannt ist, und man kann von und an dem Auge eines anderen erkrankt sein.

Die Vielfältigkeit unseres Daseins

Was die letzte Form anbelangt, glaube ich noch etwas hinzufügen zu müssen. Die zwischenmenschliche Beziehung von Mensch zu Mensch, die in der Krankheitslehre so wichtig ist und die von der offiziellen Heilkunde so sehr vernachlässigt wurde, darf hier in Ihrer Mitte wohl betont werden. Deshalb gebe ich folgendes Beispiel, das in das zuletzt besprochene Gebiet gehört und das die Vielfältigkeit unseres Daseins hoffentlich noch besonders betonen wird. Ich denke, dass viele Patienten krank sind wegen der Vielfältigkeit ihrer Beziehungen zu anderen.

Das glücklich verheiratete Ehepaar

Ich nehme als Beispiel – H. S. Sullivan entlehnt – ein glücklich verheiratetes Ehepaar. Der Mann ist Geschäftsmann, Fabrikdirektor, schlau und intelligent und so kompetent, dass die Fabrik blüht. Der Mann widmet derselben all seine Aufmerksamkeit. Aber doch nicht alle Aufmerksamkeit, denn er hat schon auch einige Aufmerksamkeit für dasjenige, was seiner Frau wichtig erscheint. Seine Frau hält zufällig vollkommen andere Sachen für wichtig als die, welche der Direktor für wichtig ansieht.

Seine Frau ist künstlerisch veranlagt, sie spielt nicht übel Klavier, sie liebt Gemälde, geht gerne in Museen; sie hat ihren Mann in diese Sachen eingeführt, als sich herausstellte, dass er auf diesem Gebiet eine vollkommene Null war.

Wenn sie gemeinsam in die Ferien gehen, besuchen sie bestimmt immer ein Museum, und dann erzählt sie ihm, was da hängt, und so weiss er schon dieses und jenes. Er kann einen Dali von einem Rubens unterscheiden. Hin und wieder finden bei ihnen zu Hause Abendgesellschaften statt, «kulturelle Abende» genannt, wo Bekannte eingeladen werden, die auch Interesse haben für Kultur, Musik, Malerei und dergleichen. Dann wird ein kleiner Vortrag gehalten, dem er in voller Zufriedenheit beiwohnt. In solchen Augenblicken ist er zufrieden mit seinem Leben und stolz auf seine Frau. Wenn der Vortrag vorüber ist, machen sie einen Rundgang durch sein Haus. Dort hat er sein Zimmer, in dem einige schöne Gemälde hängen. Die Gemälde hat er mit seinem sauer verdienten, aber doch reichlichen Geld gekauft. Dann zeigt der Mann seine kostbaren Gemälde, von denen er vor seiner Heirat nichts gewusst

hatte und über die er jetzt einiges mitzuteilen vermag. Ein glücklich verheiratetes Ehepaar – das wird jeder bejahen.

Die Störung des Glücks

Eines Abends kommt der Mann nach Hause und findet Zeit für einen Aperitif. Während die Frau ihm einschenkt, fragt sie: «Was hast Du heute getan, ist nicht etwas Wichtiges passiert?» Der Mann antwortet: «Nein, es war ein gewöhnlicher Tag, es ist nichts Wichtiges passiert, nur habe ich mit Herrn A. zu Mittag gegessen.» Darauf sagt sie: «Wie oft siehst Du diesen Kerl noch?» Herr A. ist ein Allround-Geschäftsmann, der von Dali und Kultur nie etwas gewusst hat und auch nie etwas wissen wird. Sie verachtet den Mann, und sie hat ihre Verachtung in den Worten «Wie oft siehst du diesen Kerl noch?» mitklingen lassen. Was geschieht? Der Mann liest die Zeitung, der Aperitif steht neben ihm, und seine liebhabende Frau hat eine unfreundliche Bemerkung gemacht. Im Augenblick, da er diese hörte, kneift er die Zeitung ein wenig zusammen, sieht mit einem scharfen, aggressiven Blick nach seiner Frau, wird kurz rot im Gesicht und bekommt ein würgendes Gefühl in der Kehle. Das alles dauert nur eine Sekunde. Darauf lässt er seine Hand entspannen, sein Gesicht wird bleich, das würgende Gefühl in der Kehle verschwindet, und er sagt nichts. Nach einer kurzen Pause und vielleicht einem Schlucken bemerkt er: «Hin und wieder». Das «Hin und wieder» wird etwas heiser ausgesprochen. «Wie oft siehst Du diesen Kerl noch?» «Hin und wieder.» Nach einer Viertelstunde gehen sie zu Tische. Er reckt sich aus und sagt: «Ah, wie müde ich bin» und denkt: «Wie ist das möglich? Den ganzen Tag war ich so fit?». Bei Tische stellt er fest, dass er keinen Appetit mehr hat, und denkt: «Wie komisch, eben hatte ich Appetit und jetzt nicht mehr». Seine Frau fragt: «Du bist doch nicht krank?», und er antwortet: «Meine Kehle ist etwas rauh». Das stimmt auch, denn seit jener Bemerkung ist er immer noch etwas heiser. «Wir gehen früh zu Bette», sagt sie zu ihm. Dann gehen sie zu Bett, sie versuchen den geschlechtlichen Umgang, und er ist impotent. «Na!» sagt seine Frau, «dann bist Du doch sicher krank», und sie legen sich schlafen. Am folgenden Tag ist alles wieder normal. Denn so sind wir. Wir können sehr viel einkasieren, sogar von den am meisten Geliebten.

Jetzt nehme ich bei diesem Ehepaar an, dass dasselbe öfter geschieht. Er ist öfter unter dem Blicke seiner Frau. Das Wort «Blick» ist weit gemeint: dieser liebende, manchmal auch verachtende Blick seiner Frau. Seine Frau äussert sich öfter in jener Art, und er reagiert

öfter in jener Weise. Sie können sich vorstellen, dass der Mann eines Tages zum Hausarzt geht und sagt: «Herr Doktor, in den letzten Monaten bin ich müde.» Es ist nicht ausserordentlich, dass jemand unter ähnlichen Umständen dauernd müde wird, dauernd verkrampft, dauernd schlaflos, dauernd unvermögend oder dauernd Rückenschmerzen hat. Dies sind alles bekannte Klagen.

Der Hausarzt

Der Hausarzt untersucht unseren Direktor und findet nichts! Der Hausarzt fragt ihn, wie es in seinem Leben gehe. «Alles geht sehr gut.» Auch im Geschäft gehe alles ausgezeichnet, keine Schwierigkeiten, keine Streiks, guter Verdienst. Auch zu Hause gehe es sehr gut, eine gute Frau, liebe Kinder, ein schönes Haus; nichts los. Spricht der Mann die Wahrheit? Ja, er spricht die Wahrheit. Aber der Mann geht immer wieder zum Hausarzt, wegen Rückenschmerzen, wegen Müdigkeit, vielleicht wegen ein wenig Hypertension. Der Hausarzt ist nicht mehr sicher und schickt den Direktor zum Internisten.

Der Internist

Der Spezialist untersucht den Direktor und findet nichts. Das geht so eine Weile, und dann sagt der Internist: «Ich will Sie einige Zeit hospitalisieren, denn ich halte eine vollständige Untersuchung für notwendig.» Was findet er? Nichts! Was sagt dann der Internist? Bis vor kurzem würde er gesagt haben: «Eigentlich fehlt Ihnen nichts, nehmen Sie diese Tablette, es bessert von selber.» Aber der moderne Internist sagt: «Gehen Sie einmal zum Psychiater.»

Der Psychiater

Was tut der Psychiater? Der Psychiater tut es ganz anders, er sieht nicht so sehr den anatomischen, physiologischen Leib des Patienten an. Er nimmt an, dass der Hausarzt und der Internist diesen genügend nachgesehen haben. Er nimmt an, dass mit dem paradigmatischen Leib des Descartes nichts los ist. Wie findet der Psychiater heraus, wo der Hase im Pfeffer liegt? Der Psychiater erhält die gleichen Antworten wie der Hausarzt. Vielleicht sagt dann der Psychiater: «Ich möchte, dass Sie auf Ihre Träume achten», und vielleicht findet er dann einen Traum, in dem sich die Aggression des Mannes gegen seine Frau offenbart. Dann ist der Psychiater zufrieden.

Worum es im Zimmer des Psychiaters, des Psychotherapeuten im allgemeinen geht, ist die Zwiefältigkeit oder die Vielfältigkeit des

Lebens festzustellen und zu entdecken, ob aus dieser Vielfältigkeit heraus, aus diesem Zusammenleben des Direktors und seiner Gattin, das körperliche Leiden, die Krankheit zu verstehen ist. Der Psychotherapeut versucht den Patienten aus dem Paradigma der zwischenmenschlichen Beziehungen zu verstehen.

Die Vielfältigkeit von dem, was «Krankheit» heisst

Hiermit gelange ich an das Ende meines Referates. Was ich habe tun wollen, tat ich zum Teil unnötig. Ich glaube nicht, dass Sie alle noch ausschliesslich schwören bei der Denkweise von Descartes. Aber dennoch ist es so, dass diese Denkweise uns ständig begleitet, wir kommen von derselben nicht richtig los. Eigentlich glauben wir trotz allem an die Anatomie und die Physiologie des Lehrbuches. Und zu ihnen zähle ich mich auch. Die jahrhundertalte Tradition ist derart stark, dass sie sich behauptet, wenngleich sie eigentlich überholt ist und als deutlich einseitig entlarvt worden ist.

Ich habe Ihnen heute zeigen wollen, dass es eine Einseitigkeit ist, nur zu glauben an dasjenige Paradigma, das der Anatomie und der Physiologie zugrunde liegt und das auch die Psychologie des «Subjekten» trägt. Wir verwirklichen uns zuallererst als Exterieur, als Welt, als Zimmer, als Landschaft, als Strasse. Dort verwirklichen wir unsere ursprüngliche «Anatomie», dort auch entstehen zahlreiche Störungen und Krankheiten. Ein Mensch kann erkranken an seinem Studierzimmer, an seinem Wohnzimmer, an seinem Garten oder an dem Garten des Nachbarn; an dessen Fernsehgerät. Des weiteren kann man erkranken am Gebiet der zwischenmenschlichen Beziehungen; wahrscheinlich ist das Gebiet noch viel grösser, denn im Garten des Nachbarn gibt es den Nachbarn selber, und im Wohnzimmer, in dem man krank ist, die eigene Gattin oder die Tochter oder den verwünschten Schwiegersohn.

So werden zwei Gebiete den üblichen Gebieten, die der Arzt kennt, hinzugefügt. Im zweiten hinzugefügten Gebiet, demjenigen der zwischenmenschlichen Beziehungen, liegt die Vielfältigkeit unseres Daseins, in dem wir mit mehr als einer Zunge sprechen, während wir doch immer die Wahrheit zum Ausdruck bringen.

Nach meiner Überzeugung verhält es sich so mit unserem Dasein. Wenigstens heutzutage verhält es sich mit unserem Dasein so. Denn, obzwar ich hoffe, Sie heute dazu bewegt zu haben, nach einem anderen Paradigma zu denken, will ich es doch für sicher hal-

ten, dass wir mit der Zeit eingeladen werden, nach wieder einem anderen Denkschema zu denken.

Charakteristisch für unser Dasein ist, dass es sich ändert, dass es immer neue Daseinsmöglichkeiten öffnet und dass man in diesen neuen Daseinsmöglichkeiten auf stets neue Weise krank sein kann. Charakteristisch für unsere Zeit ist, dass wir diesen Tatbestand erstmals erkennen. Dieser neuen Erkenntnis zufolge sitzen Sie, meine Damen und Herren, jetzt hier. Ich hoffe, dass Sie mit den zwei hinzugefügten Bereichen der Leiblichkeit und Krankheit – welche beide gerade Gebiete Ihrer Arbeit sind – etwas mehr vertraut wurden. Ihnen fällt nun die Aufgabe zu, aus Betrachtungen, wie sie heute von mir angestellt worden sind, konkrete Arbeit zu machen!

Spontaner anhaltender Applaus verdankte die Ausführungen, welche die Teilnehmer von Anfang bis Schluss im Bann zu halten vermochten.

Nachdem der Sekretär des Ständigen Kongressausschusses die nötigen Informationen zu der am Nachmittag stattfindenden ersten Gesprächsrunde der Diskussionsgruppen gegeben hatte, erklärte *Dr. B. Gilg* die erste Kongress-Sitzung als beendet.

Die offiziellen Gäste waren zusammen mit dem Altkatholischen Episkopat, den Mitgliedern des Ständigen Kongressausschusses und der lokalen Organisation, den Referenten sowie den Vertretern des Kirchenrates beim Mittagessen Gäste der christkatholischen Kirchgemeinde Luzern.

Punkt halb 3 Uhr fuhren Sonderbusse die Teilnehmer zu dem etwas ausserhalb der Stadt gelegenen modernen Schulhaus «Schäd-rüti», wo sich nach kurzer Zeit die acht deutschsprechenden Gesprächsgruppen – die Gruppen zu den Themen 4 und 6 mussten infolge besonders starken Interesses doppelt geführt werden – mit ihren Gesprächsleitern und den aus ihrer Mitte bestimmten Protokollführern in den zugewiesenen Räumen an ihre Arbeit machten. Die französischsprechenden Kongressbesucher beschäftigten sich unter Leitung von *Pfr. F. Murbach (Genf)* im benachbarten römisch-katholischen Kirchgemeindehaus nach eigenem Gutdünken mit der Thematik des Kongresses, während *Padre L. Caroppo (Scandiano)* mit seiner italienischen Gruppe im christkatholischen Gemeindesaal ebenfalls lebhaft diskutierte. Die englischsprechenden Gäste trafen sich mit einigen altkatholischen Theologen zu einem Dialog, der hauptsächlich die gegenseitigen Beziehungen und damit zusammenhängende Probleme betraf.

Diese Diskussionsgruppen beschäftigten sich mit den folgenden Gruppenthemen:

Gruppe 1: Was erwarten wir vom Leben? (Leitung *Pfr. Dr. E. Kreuzeder, Wien*);

Gruppe 2: Lebensqualität (*Frau Dr. E. Kreuzeder, Wien*);

Gruppe 3: Erlebtes Christentum? Was heisst Christ sein? (*Prof. Dr. P. J. Maan, Arnhem*);

Gruppe 4a/4b: Lebt die christliche Gemeinde – fördert oder hindert sie das Leben? (*Oskar Kamber, Thun*) | (*Pfr. E. Nickel, Freiburg i. Br.*);

Gruppe 5: Geistliches Leben (*Pfr. F. Soder, Petit Lancy*);

Gruppe 6a/6b: Gemeinsames Leben (*Pfr. H. Vogt, Schaffhausen*) | (*Pfr. R. Lauber, Trimbach*).

Nach Abschluss dieser ersten Gesprächsrunde trafen sich Gesprächsleiter und Schriftführer mit dem Sekretär des Ständigen Kongressausschusses zu einem ersten Gedankenaustausch über die gemachten Erfahrungen und den Verlauf der Diskussion in den einzelnen Gruppen. Dabei ergaben sich auch die Ansatzpunkte für die Weiterführung des Gesprächs am nächsten Tag.

Um 19.30 Uhr fanden sich die Teilnehmer im Foyer des Kunst- und Kongresshauses zum Aperitif und zum anschliessenden offiziellen Bankett ein. In dessen Verlauf hiess *der Kongresspräsident Dr. B. Gilg* die festliche Tischgemeinschaft herzlich willkommen. Als einem Bauingenieur bereitete es ihm keine Mühe, unsere Kongresse mit einem Pumpwerk zu vergleichen, das zwar weit weniger spektakulär als antike Aquädukte die Wasserversorgung einer Region sicherstellt, aber doch lebensnotwendig ist. – Der Schultheiss des Standes Luzern, *Regierungsrat Dr. C. Mugglin*, entbot dem Kongress die Grüsse von Kanton, Stadt und Bürgergemeinde Luzern. Er erinnerte an die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, die noch in vollem Gange waren, als 1892 dieser Kongress erstmals in Luzern tagte. Zwar gebe es auch heute immer noch die Konservativen und die Liberalen, auch das konfessionelle Kräfteverhältnis habe nur geringe Verschiebungen erfahren, aber das geistige Klima sei anders geworden. Der Redner zitierte den ebenfalls im Saale anwesenden römisch-katholischen Theologen *Prof. Dr. Victor Konzemius* (Luzern), der in «Stimmen der Zeit» zum 100jährigen Bestehen der christkatholischen Kirche u. a. schrieb: «Mit Überraschung stellt der römische Katholik heute fest, dass die

Stossrichtung dieser Reformansätze in den letzten zehn Jahren in seiner Grosskirche rezipiert wurde. Doch eigentlich nicht nur die Stossrichtung, sondern eine Reihe konkreter Reformen, die die Altkatholiken vor hundert Jahren einführten, haben sich in der römisch-katholischen Kirche im Zug des Zweiten Vatikanums durchgesetzt. Dazu gehören: die Muttersprache in der Liturgie, der Gemeindecharakter der Messe, die Wiederbelebung der synodalen Strukturen, die Aktivierung der kirchlichen Verantwortlichkeit des Laien, die bischöfliche Kollegialität, die Öffnung auf die anderen Kirchen. Andere Reformen, wie z.B. die Entflechtung von Priestertum und Zölibat, stehen der römisch-katholischen Kirche noch bevor.» Im weiteren erinnerte der Sprecher an den bedeutsamen konservativen luzernischen Staatsmann Anton Philipp von Segesser, dessen Ideen seiner Zeit weit voraus waren und deshalb nicht die ihnen zukommende Beachtung fanden. Luzern sei aber auch stolz darauf, dass der erste christkatholische Bischof der Schweiz, Dr. Eduard Herzog, ein Luzerner gewesen sei, wie auch der Christkatholizismus integrierender Bestandteil luzernischer Geistesgeschichte bleibe. Anschliessend streifte Dr. Mugglin die vielfältigen ökumenischen Beziehungen des Altkatholizismus und gab dem Wunsche Ausdruck, dass auch dieser XXI. Internationale Altkatholikenkongress denselben Geist christlicher Brüderlichkeit ausstrahlen möge.

Als Primas der altkatholischen Kirchen dankte *Erzbischof Marinus Kok* (Utrecht) der schweizerischen Schwesterkirche und insbesondere der Kirchgemeinde Luzern für die umsichtige Vorbereitung und Organisation dieses Kongresses. Wenn in den vergangenen Jahren immer wieder die Frage gestellt wurde, ob diese Kongresse noch sinnvoll seien, so sei wohl zu prüfen, ob sie künftig nicht auch in anderen Formen durchführbar seien. Aber als Orte der Begegnung müssen sie uns unbedingt erhalten bleiben!

Im Verlauf des Abends trug der Jodlerklub «Pilatus» Luzern eine Reihe bodenständiger Jodellieder vor und erntete damit bei allen Teilnehmern begeisterten Beifall.

Zweiter Kongresstag, Freitag, 20. September

Obwohl der *anglikanische Gottesdienst* bereits auf 7.30 Uhr angesetzt war, feierte eine überaus zahlreiche Gemeinde mit und bekräftigte so aufs neue, dass die Abendmahlsgemeinschaft zwischen Altkatholiken und Anglikanern eine lebendige Wirklichkeit ist. Zelebrant dieser Holy Communion war der Lordbischof von Chelmsford, *Rt. Rev. John Trillo*, assistiert durch *Rt. Rev. David B. Reed* (USA), *Rev. D. Murfet* (Rom) und *Rev. H. Brandreth* (London).

2. Kongress-Sitzung

Zu Beginn erteilte der Kongresspräsident *Dr. B. Gilg* wiederum mehreren offiziellen Gästen das Wort, um im Namen ihrer Kirchen oder Institution den Kongress zu grüssen.

Als erster sprach namens des Evangelischen Kirchenbundes der Schweiz Pasteur *Charles Bauer* (Le Locle).

Rt. Rev. A. M. Rysz (Scranton, USA) überbrachte die Grüsse der polnisch-nationalen Kirche, deren Primas Dr. Thaddäus F. Zielinski und seiner übrigen Mitbischöfe. Er erinnerte an die in Utrecht erfolgte Konsekration ihres ersten Primas Francis Hodur, welche für die Existenz und das seitherige Wachstum seiner Kirche lebenswichtig war. Gleichzeitig sprach er auch im Namen der beiden anwesenden Mitbischöfe J. Pekkala und T. R. Majewski und deren altkatholischen Kirche Polens und wünschte der Tagung Gottes Segen.

Die Grussbotschaft des anglikanischen Bischofs von Fulham, *Rt. Rev. J. Satterthwaite*, verlas *Rev. David Murfet* (Rom) (siehe Anhang S.78 f.).

Im Auftrag des Vatikanischen Sekretariates für die Einheit sprach hierauf *Mgr. E. Salzmann* (Rom) (siehe Anhang S.81 f.).

Schliesslich sprach der Vertreter des Ökumenischen Rates der Kirchen, *Dr. Konstantin Patelos* (Genf), zur Versammlung (siehe Anhang S.82 ff.).

Mit einem Wort des Dankes für diese Grussbotschaften und den darin zum Ausdruck kommenden Geist der Verbundenheit mit den altkatholischen Kirchen leitete *Dr. B. Gilg* über zum zweiten Hauptreferat. *Prof. Dr. W. Frei* (Basel) sprach über das Thema

Vom Sinn des Lebens

Wenn die Kirche – und ich meine damit nicht bloss unser konfessionelles Anliegen – wenn die Kirche heute an für sie wichtigen Kundgebungen fordert, dass nach dem Sinn des Lebens gefragt werde, muss sie diese Frage als eine notwendige erfahren haben. Und dies leuchtet unserem Alltagsverstand so unmittelbar ein, dass man sich weiter keine Gedanken macht, was an Argem geschehen sein muss, dass eine solche Frage in kirchlichen Kreisen wieder zu Dringlichkeit gelangt.

Hat denn nicht die traditionelle Dogmatik darauf schon längst geantwortet? Und tut die Kirche nicht auf weite Strecken so, dass anzunehmen ist, sie rechne fortgesetzt mit dieser historischen Antwort? Sollte es indessen im vorliegenden Zusammenhang lediglich um eine aktualisierende Nutzanwendung des Herkömmlichen gehen, müsste nach sinnvollem Brauch ein Bischof die alte Antwort feierlich erneuern. Lässt man dagegen *fragen*, so scheint zwar eine gewisse Beunruhigung der Anlass; aber ob man deren Grund auch in gehöriger Tiefe anzugehen wagt, scheint eher fraglich.

Allein: wie könnte sich uns jemals ein Lebenssinn öffnen, solange wir nur darauf aus sind, Gründe und Abgründe vor uns zu verstecken? Gesetzt, es sollte noch etwas am Glauben sein, dass im Kreuz das Heil begegnet, müssten wir nicht die Not ertragen, um vom Notwendenden unversehens getragen zu werden? Machen wir uns nichts vor! Obwohl es den Dogmatiker von altem Schrot und Korn noch gibt und obwohl der Tross der Theologen, wenn auch nach allen Seiten kompromissbereit, prinzipiell der Dogmatik als einem irgendwie Gesollten tributpflichtig bleibt, im Ganzen der geschichtlichen Gegenwart verfängt sie nicht mehr. Und weil es ihr – aus welcher Ursache auch immer – an dieser Verbindlichkeit gebricht, vermag keine Repristinierung und keine Erneuerung zu überzeugen, und alle auf sie aufbauenden kirchlichen Arbeiten müssen im Unbefriedigenden enden. Sie stiften kein neues Leben, sondern verleiden höchstens noch den Rest des alten. Man missverstehe das nicht als böswillige Kritik – es sind Vorgänge, über die sich eine echte Besorgnis nicht mehr hinwegzutäuschen vermag; und ich nenne sie beim Namen, um allenfalls verständlich zu machen, warum ich im folgenden Versuch weder von Dogmatik oder Exegese noch vom gottesdienstlichen Tun ausgehe und damit auf eine approbierte Antwort verzichte. Ein solcher Verzicht ver-

schmäht das Überlieferte nicht. Er möchte Ausschau halten nach dessen neuer, verwandelter Ankunft.

1.

Um einen Sinn zu finden, ist es unumgänglich, dass wir uns besinnen. Aber Besinnung ist nicht das, was uns die Reklame anbietet. Wir sollen, heisst es, das Bewusstsein erweitern; mit Lotossitz und Zwerchfellatmung oder mit Drogen, mittels biologischer Karotten oder zeitgenössischer Kunst, im Überwinden von sexuellen Hemmungen oder im Anziehen des warmen Unterleibchens des Sozialen. Wer jedoch bei Bewusstsein ist, ist deswegen noch lange nicht besonnen.

Besinnung vollzieht sich, wie uns die Sprache sagt, im Sinnen. Und «sinnen» heisst ursprünglich – einen Weg gehen. Der Zuspruch dieses Wortes spricht so sanft, dass wir ihn, lärmgewohnt, schon überhört haben. Wir wollen keinen Weg gehen, sondern Ergebnisse vorgesetzt bekommen. Wir hüten uns vor selbständigen Schritten und lassen uns lieber carweise verfrachten nach einem Ziel, an dem schon etwas sein muss, weil es schliesslich im Reiseführer mit drei Sternen ausgezeichnet ist. In alle dem zeigt sich: Unser Denken und Tun bewegt sich nicht mehr auf dem Boden des Lebens, sondern auf der Piste der Technik; ein gutfunktionierender Kühlschrank geht uns unmittelbarer an als die Welträtsel. Kein Wunder, wenn Derartiges wie ein Sinn aus unserem Blickkreis zusehends schwindet.

Aber welchen Weg sollen wir, uns besinnend, einschlagen? Wenn wir nach dem Sinn des Lebens fragen, kann dieser Weg nur der Lebensweg sein. Der Lebensweg ist freilich nicht einer für alle, sondern für jeden der seine. Keiner kann dem andern das Gehen dieses Weges abnehmen... Wir wissen das alle, aber wir gestehen es uns nur ungern ein; und darum stehen wir lieber zusammen auf den Gemeinplätzen herum und beschwatzen, was «man sollte». Und um sich an diesen bequemen Örtlichkeiten nicht nur vom Gehen des Weges zu drücken, sondern sich auch noch abzuschirmen gegen Wind und Wetter, führt man über den Ansammlungen der Nichtigkeit einen ideologischen Überbau aus, in welchem eine christlich oder kommunistisch, anthroposophisch oder sonst irgendwie eingerichtete Klimaanlage für die ausgeglichene Zimmertemperatur der Mittelmässigkeit sorgt. Aber dort ist der nicht, welcher

gesagt hat: «Ich bin der Weg.» – Flüchten wir also nicht in den Überbau, sondern bleiben wir unterwegs.

Unterwegs-Sein ist allerdings etwas anderes, als einem Ziel nachjagen. Wer nur das Ziel im Auge hat, kennt nur die *eine* Sorge: ob er auf dem richtigen Weg sei. Aber weil er in solcher Sorge nicht so sehr auf den Weg und eigentlich doch nur aufs Ziel achtet, wird ihm schon jeder Kiesel zum Stein des Anstosses, und es kann nicht fehlen, dass er diesen umfunktioniert zu seinem Eckstein.

Wer hingegen wahrhaft unterwegs ist, wird nicht von Angst vorwärts getrieben und zu Fall gebracht. Er hat – auch in einer raschlebigen Epoche – Zeit, und darum neigt er sich der Gegend, in der er sich aufhält. Er erfährt, dass alles, was begegnet, seinem Weg die Weisung des Laufes gibt, und darum hat er Verständnis und Milde für den in anderer als seiner, ja für den in fremder Gegend; und aus solcher Erfahrung weiss er zumal, was es heisst – dass jeder Weg in eine Ferne führt, die sich als Geheimnis noch dem Weitblickenden entzieht.

Folgen wir auf unserem Weg der Weisung der Gegend, durch die er führt, so fügen wir uns der Einsicht, dass solcher Weg nicht von uns aus bestimmt und darum auch mit keiner ideologischen Machenschaft manipulierbar ist. Er ist als Weg von der Gegend gewährt. Die Gegend räumt ihm seinen Verlauf ein, und ihm folgend, sind wir von ihm bestimmt. Dies zeigt sich namentlich darin, dass jeder Weg und jede Wegstrecke je nur eine begrenzte Aussicht freigibt, in der wir einen Teil der Gegend überblicken. Dieses Frei-Werden einer Aussicht hängt am allerwenigsten von uns selber ab. Es ist Gabe des beschrittenen Weges und Gunst der Witterung.

Nun ist aber das, was sich unterwegs auf dem uns bestimmten Wege zeigt, durchaus nichts Beliebigen. Es ist als das, was aus dem Verborgenen hervorkommt und beim Weiterwandern auch wieder in das Verborgene weggeht, es ist als dieses der Wanderung Eröffnete eine jeweilige Einsicht in das, was ist. Eine solche Einsicht gewährt einen Blick auf das, was das Wahre genannt wird. Weit entfernt davon, dass dieses bloss die Richtigkeit einer privaten oder öffentlichen Meinung oder eines Dogmas wäre, ist es jene Fülle des Gegenwärtigen, das sich uns vorübergehend zu zeigen geruht. Es ist Wahres – nicht die Wahrheit.

An dieser Stelle des Weges unserer Besinnung, an dieser Wegkreuzung, halten wir eine Weile inne, um uns etwas freier der Aussicht hinzugeben. Wir vermögen dies um so gelassener, je klarer

uns ist, dass auch die weiteste Aussicht beschränkt bleibt. Und nicht nur dies! Ganz abgesehen davon, dass wir das vor uns liegende Wegstück erst kennenlernen, indem wir es gehen, verfügen wir auch nicht über den zurückgelegten Weg. Wir haben wohl Andenken an dies und jenes, aber nicht anders als der Weg in die Zukunft ist auch der Weg aus der Vergangenheit etwas, über das wir, obwohl es einmal unser Eigenstes schien, so wenig vermögen, dass wir oft genug Hörige dieser vermeintlich so überschaubaren Wegstrecke bleiben. Schon jede solide Psychoanalyse muss dies immer wieder zur Kenntnis nehmen. Was sich an Wahrem auf dem Wege zeigen möchte, erreicht uns trotz seiner greifbaren Nähe oft genug darum nicht, weil aus manchem unser Blickwinkel anders gewendet oder gar so verengt ist, dass uns nicht einmal das eingehen kann, was sich uns eröffnen möchte. Das alles muss uns hinsichtlich des Wahren und der Wahrheit sehr demütig stimmen, und wir vermögen daraus wohl ahnend zu verstehen, warum nur der, der von sich selber sagen kann, dass er der Weg ist, auch zugleich sagen darf, er sei als dieser Weg die Wahrheit.

Nur indem wir also unsere Grenzen kennen, ja diese Grenzen in all unserem Tun anerkennen, indem wir uns auf unsern eigenen Weg und auf den jeweiligen Ort dieses Weges bescheiden und so Bescheid wissen, geht uns erfahrungsgemäss auch ein Sinn auf. Wenn sinnen heisst: einen Weg gehen – so ist Sinn vermutlich jenes Geschenk des Weges, in welchem wir innwerden, dass wir auf einem gangbaren Weg sind, der uns manches zugänglich macht, vieles zeigt und uns in allem auch Wahres erfahren lässt.

Allein, indem wir so miteinander an einer Art Wegkreuzung verweilen, mögen gegen den unternommenen Gedankengang Einwände wach geworden sein. Verliert der dargelegte Weg nicht zu einsam? Hat er sich nicht allzusehr entfernt von der Gemeinschaft?

So gewichtig solche Bedenken scheinen mögen, sind sie hier verfrüht. Wir versuchten uns auf den Sinn einzulassen, um uns damit vorzubereiten für die Frage nach dem Leben! Sinn aber, hat sich gezeigt, ist nichts, was man gemeinhin z.B. vermittle einer bestimmten Lehre beibringen kann, sondern etwas, das sich jedem einzelnen für sich auf seinem Weg eröffnen muss. Sobald wir das in gehöriger Tiefe erfahren, wird uns durchschaubar, warum sich in einer Zeit, da sich jeder ängstigt, allein zu sein und er selber zu werden, das Sinnhafte entzieht. Indessen scheint nicht schon dieser

Entzug an sich die Gefahr, sondern weit mehr der Abwehrbetrieb, der dazu aufgeboten wird, den Entzug zu verstecken oder, wo man sich nicht mehr über ihn hinwegzulügen vermag, zu verringern. Statt auszuhalten in Not und Notwendigkeit des je eigenen Weges, auf dem sich allein ein Sinn zeigen kann, macht man den Weg, den Sinn, ja selbst das Leben klein, indem man es zum soziologischen, zum biologischen, zum theologischen Problem herunterwürdigt; und wer sich unter solchen Umständen noch auf sich selber und seinen Weg zu besinnen wagt, ist dann ein kontaktarmer Neurotiker, dem man mit Teamwork und Mannschaftsspiel therapeutisch unter die Arme greifen und ihn nebenher mit etwas Fernsehen zerstreuen muss, damit er auf andere Gedanken kommt. Und Leid und Kreuz erscheinen unter den Schreibtischlampen dieser menschenfreundlichen Emsigkeit bloss noch als Rechenfehler, den eine zureichendere Statistik bald aufzeigen und damit auch schon beseitigen wird. Und die Kirche ist fröhlich mit den Fröhlichen und statistisch mit den Statistikern und übt das soziologische Spiegelfechten mit ein und psalliert sogar die entsprechenden ideologischen Schnulzen mit, vielleicht weil ihr Unbewusstes noch immer ein Wissen darum hat, dass allerdings Ideologie gleich Ideologie ist und es demnach aufs Ganze gar nicht so sehr darauf ankommt, welche man just erwischt. Aber echte Gemeinschaft wird nie durch die Zwangsjacken von Ideologien bewerkstelligt, auch nicht durch christliche Ideologie, sondern sie entsteht unter denen, die selber in Verantwortung unterwegs sind und darum die Freiheit haben, dem andern seinen Weg zu lassen, im Vertrauen, dass auch ihm Einsicht geschenkt werden kann.

Indessen mag dieser verfrühte Einwand der geringere gewesen sein. Weit umfassender scheint ein anderer: Das ganze schöne Bild vom Lebensweg ist eben nur ein Bild – zu schön, um wahr zu sein – und vielleicht doch auch ein bisschen allzu abgelegen von der Autobahn. Hätten wir das Gesagte als Bild missverstanden, so hätten wir freilich den Zuspruch der Sprache überhaupt nicht gehört, und dies geschieht sehr leicht in einer Zeit, da einem vor Lärm und Gerede das Ohr bald stumpf werden möchte. Die Sprache, die freilich noch mehr und anderes ist als ein soziologisch gerade noch genehmigtes Kommunikationsmittel, hat uns diesen Weg geführt, und wir sind ihrem Wort gefolgt, weil wir uns gesagt sein liessen: «Im Anfang war das Wort.» Indessen liegt ja das Anliegen des Einwandes weniger an dem, was als Bild aller-

dings missverstanden wäre, als darin, dass das alles bloss «schön gesagt» sei.

Nun ist es in der Tat eine recht auffallende Beobachtung, dass erschreckend viele Menschen sehr wenig übrig haben für das Schöne und dieses als das Produkt einer veralteten Romantik beiseite schieben. Eingespannt in unsere engen Zwecke, stehen wir unter dem Diktat des Nützlichen, und alles, was sich dem Nutzen und damit freilich auch dem allgemeinen Vernutz entzieht, das lassen wir links liegen. Aber ein kurzfristiger Zweck erreicht nie die Langmut des Sinnes, und wo sich jenseits von Zweck und Mitteln, von Funktion und Rendite – Sinnhaftes zeigt, wo Sinn erscheint, ist dieser Sinn scheinend, und das heisst in der deutschen Sprache ursprünglich «schön». Wer vor lauter Nutzen das Schöne meidet, darf sich nicht wundern, wenn ihm zuletzt das Hässliche und Negative Bedürfnis wird. Und kein Einsichtiger wird denn auch bestreiten, dass Hässliches genug im Leben vorkommt. Es ist allezeit und überall viel anstrengungsloser zu haben als das Schöne. Und darum bleibt es ein Gradmesser des Wesentlichen, wie weit wir uns für eine Sache zu verschwenden vermögen, statt bloss in den negativen Affekten eines kleinen gegenstrebigem Meinens das armselige Genügen finden zu müssen, weil bekanntlich, wer viel kritisiert, dies nur darum tut, weil er viel verdrängt.

2.

Treten wir nun von der Sinnfrage her an den Begriff des Lebens heran, so zeigt sich uns dieser im vorhinein unter einem ganz bestimmten Blickpunkt. Wir werden gut tun, diesen nicht zu übersehen, sondern nach Möglichkeit zu verdeutlichen. «Das Leben erleben!» – dies ist so sehr höchstes der Gefühle geworden, dass wir völlig vergessen, wie dieser Taumel nur gerade innerhalb gewisser Zonen des geographischen Koordinatensystems dermassen faszinierend wirkt, dass alsbald Bigotte und Freidenker zusammen vor Ergriffenheit zu heulen anfangen, sobald es «ums Leben geht». Wir denken kaum daran, dass dieser allverpflichtende Rummel, der uns anhält, unter allen Umständen und zu jeder Bedingung für jedes bisschen Leben mit Pumpen und Spritzen und am Ende mit Raketen und Bomben zu kämpfen, hinsichtlich seines Ursprungs offensichtlich eine spezifisch europäische Zwangsvorstellung ist, ja vielleicht sogar eine vorwiegend mitteleuropäische, und hier auch wiederum erst eine seit der Aufklärung dermassen hysterische, wie wir

sie momentan kennen. Schon allein diese geographisch-historische Sachlage lässt vermuten, dass wir es hierin mit einer Art Reaktionsbildung auf ein anderes Phänomen zu tun haben, welches auch seinerseits ursprünglich ein solches unserer Breitengrade war und sich von hier aus im angegebenen Zeitraum zu einem planetarischen entwickelt hat: ich meine die Technik.

Man pflegt die Technik immer noch naiv als ein Mittel in der Hand des Menschen vorzustellen, als eine Art perfektioniertes Werkzeug, mit dessen Fortschritt der Mensch bloss moralisch Schritt zu halten brauchte, um das Paradies herbeizuführen. Und die Kirche lallt in ihrer Ohnmacht dazu: «Machet euch die Erde untertan.» Aber ein Werkzeug ist ein Ding, das der Mensch als einzelner wie als Arbeitsverband aus der Hand zu legen stets das Vermögen behält, ein Vermögen, an dem es ihm gegenüber der Technik in einer ganz offensichtlichen Weise gebricht. Und der Irrtum der instrumentalen Vorstellung der Technik zeigt sich auch darin, dass man sich vermittels der technischen Produktion Reichtum verspricht, wo doch der ganze Trend darauf hinausläuft, dass alles immer billiger werden soll. Seit wann führt denn Verbilligung zu Reichtum? Seit wann ist Rationalisierung – und das heisst doch Rationierung – ein Zeichen des Überflusses? Was muss geschehen, bis in den Köpfen zu dämmern beginnt, dass die Technik die Organisation des Mangels ist? Und was erst muss geschehen, bis wir aus derartigen Einsichten, statt die Technik nur beherrschen und bewältigen zu wollen, nach ihrem Wesen fragen, um zu ihr in ein gelasseneres Verhältnis zu finden? Schon jeder unbefangene Blick auf jede beliebige technische Fabrikbelegschaft wird erstaunen darüber, welch zwiespältige Ambiance ausgeht von der Kälte des Chromstahls und der Hitze der allgemeinen Sexualisierung der Arbeitsatmosphäre. Sich über den so gelagerten Alltag moralisch zu entrüsten ist nicht mehr eine veraltete Prüderie, sondern eine verantwortungslose Schlamperei, die an der Sache völlig vorbeiredet: die Lebenshysterie ist eine wissenschaftlich-technisch bedingte, und Linderung der Symptome, Verlangsamung ihres Tempos und was dergleichen mehr ist kann darum nicht von dort her erwartet werden, von wo aus sie bedingt sind, sondern einzig von einem Ort jenseits dieses Tuns, von einem Ort der Stille und Verschwiegenheit, der zwar dem Leben entrückt, mit dem Leben aufs engste verbunden ist, und das so, dass er trotz dieser Verbundenheit nicht entraf't werden kann in den blossen Verbrauch von Leben.

Und dieser Ort ist der Tod. Man darf das freilich auch unter Theologen nicht laut sagen, sonst kommen sie gleich wieder gehüpft und rufen: «Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?» Und das Gefährliche daran ist, dass sie sogar noch recht haben. Aber das Richtige ist nur ein vordergründiger Abkömmling des Wahren, und darum gilt es den Gedanken des Lebens aus dessen Vollendung im Tod anzugehen. Einem Zeitalter freilich, das wir sogar in seinen Idolen aus Wissenschaft und Kunst nur daran herumlaborieren sehen, das Handgreifliche zum Letzten hochzubalzen, ist wenig Verständnis für diesen Zusammenhang zuzutrauen.

Denn was der Tod sei, ist uns verborgen. Wir wissen nur, dass er sein wird; und unfruchtbar genug, dass wir uns heute sogar dieses geringe Wissen mit allem Aufwand wenigstens zeitweise und vorübergehend in ein fades Nicht-dran-Denken zu verwandeln suchen. Der Tod bleibt uns in seiner Verborgenheit unheimlich nah. Aber wir meiden sein Geheimes und vergessen dabei, dass alles wahrhaft Befreiende immer nur aus dem Geheimnis kommt.

Dass der Mensch der Sterbliche ist, heisst uns: das Leben nicht ohne das Sterben zu betrachten, und weil denn der Tod seinen Schatten aufs Leben wirft, bleibt auch das Leben, solange wir sind, für jedes hiesige Verstehen dunkel. Statt dieses Dunkel mit der Laterne irgendeiner Wissenschaft aufklären oder gar mit einem Kirchenlicht erhellen zu wollen, übernähmen wir besser die Aufgabe, uns dem Dunkeln, Verborgenen und Geheimen ehrerbietig zu fügen, und dies allerdings nicht so, dass wir gelegentlich für die ganz Eifrigen eine kleine Fussnote im Sinn des verborgenen Gottes anbringen und dann wieder weiter im Text beschwatzen, was wir immerhin alles und unter anderem auch noch von Gott wissen – sondern so: dass in jedem wahrhaft Gewussten stets das Geheime sanft und verschwiegen aufleuchten kann. Denn jenseits von biologisch festgestelltem Zucken und jenseits von soziologisch gerecht veranschlagter Betätigung auf Abruf ist das stille Aufleuchten des Geheimen das eigentliche Leben. Nach dem Leben fragen bedeutet uns demnach: dass wir zu bedenken hätten, was das Verborgene, was das Geheime an ihm selber sei und wie wir seinem Anspruch zu entsprechen vermöchten.

Das Verborgene ist etwas, das durch Bergung, das heisst durch ein Retten, unbefugtem Zugriff entzogen ist. Als das so Gerettete ist das Verborgene zugleich das Geborgene. Und dieses Geborgene ist es, was der Sterbliche auf der Wanderung seines Lebensweges

immer wieder aufsucht als sein Heim. So aber wie sterblich das ist, was zum Sterben gehört, ist heimlich das, was zum Heim gehört. Von diesem Heimlichen weiss die Sprache, dass es einen seltsam zwiespältigen Charakter hat. Einerseits ist es als das zum Heim Gehörige das Vertraute und Nahe, das, worin wir uns auskennen und worin wir, wie die Sprache sagt, zu Hause sind; andererseits ist heimlich zugleich das Verborgene und Entzogene und in diesem Sinne das Geheime. Das Erregende ist, wie die weitesten Gegensätze ausgesagt werden im nämlichen Wort. Was geht hier vor, und was will sich uns darin kund tun?

Wir alle wissen, dass das Nächstliegende allerdings so nahe liegt, dass wir es immer übergehen und schon übergangen haben; der Umgang mit ihm ist zu nichtssagender Verständlichkeit abgeblasst, wir hantieren mit ihm gedankenlos, und selbst seine stille Verlässlichkeit verwundert uns kaum ... bis plötzlich durch irgendein Versehen oder Vergessen dieses Nächstliegende sich einmal versagt und uns gedankenvoll aufhorchen liesse, sofern wir nicht schon von unserem Missmut entrafte sind in ein Schimpfen, das zwar nichts nützt, aber doch ein wenig gut tut. In diesem Moment des Sichversagens nämlich ragt das Vertraute einen Augenblick in seine ursprüngliche Sphäre des Geheimen; und die Frage ist, ob wir uns von diesem in unserem gewohnten Tun stören lassen – oder ob wir nur auf einen raschen Ersatz aus sind, der uns das Unterbrochene unverzüglich fortsetzen lässt. Wir wählen meistens das Letzte und entscheiden damit, ohne es zu wissen und zu ahnen, gegen die Fülle des Geheimnisses, der wir weiter nicht nachdenken und die wir damit vertun. Wie aber soll uns, wenn wir nicht einmal mehr in der Lage sind, das Geheimnis der Ferne alles Nahen dankbar bei uns einzulassen – das Geheimnis um Leben und Tod, das grosse Geheimnis um Gott fruchtbar bewegen? Es plattet ab zum intellektuellen Problem der Theologien und Philosophien, es wird Diskussionsobjekt zeitkritischer Schwatzgruppen, es zerredet sich im geistreichen *Aperçu*.

Haben wir uns schon darüber Gedanken gemacht, woher unsere alltägliche Unlust rührt, das Vertraute als das Geheimnisvolle zu erkennen? Unsere Reaktion auf eine solche Frage wird immer wieder dieselbe sein: Wo führte das hin, wenn man ... und so macht uns denn auch gar nicht stutzig, wohin uns allerdings der handliche und gedankenlose Umgang mit allem und jedem schon längst geführt hat!

Halten wir aber bei der abgebrochenen Frage aus – wir müssten stiller werden, und wo anders vermöchten wir etwas vom Geheimnis zu erfahren, wenn nicht in der Stille? Aber Stille und Geheimnis schrecken uns, weil in ihnen stets als das Unheimliche im Heimlichen ein Hauch des Todes weht. Wer allerdings von diesem Hauch nicht berührt ist, verbringt seine Tage wie ein Geschwätz, und in seinem seichten Geplätscher ist nicht Raum für das, was den Menschen erst zum Menschen macht: den Schmerz zu erfahren als Leid und im Leid jenen gewussten Boten des Todes, der zum Sterblichen bestimmt und uns eben damit nicht verenden lässt wie Tiere. Wie soll leben können, wer sich dem nicht fügen mag?

Wir fragen nach dem Geheimnis – und werden wieder auf die Nähe des Todes verwiesen. Sollte dies ein unmissverständlicher Hinweis darauf sein, dass wir vom Geheimnis immer nur so viel zu verstehen vermögen, als wir den Gedanken des Todes ausstehen? Und sollte das Vermögen, etwas vom Geheimnis ahnbar zu machen, bedingt sein von jenem nie ermessbaren Wegstück, das uns auf dem Unterwegs zu unserer eigenen Sterblichkeit bisher zurückzulegen vergönnt war? – Dann wäre freilich alles geheimnislose Daherreden von Leben und Tod, von Welt und von Gott ein untrügliches Anzeichen daraufhin, dass, wer so daherredet, sich bereits auf der Flucht vor seiner Sterblichkeit befindet und auf solcher Flucht zum Verständnis des Lebens nichts weiter beizutragen vermag als jenes flüchtige Verfängliche, das man eine Weile interessant findet, um alsbald die Erfahrung zu machen, dass es in jedem ernstesten Augenblick trostlos von uns abblättert.

Die Fähigkeit zu einem wahrhaft vermögenden Wort in Richtung auf einen Sinn des Lebens liesse sich in diesem Falle weder auf einem Zugang, und das heisst ganz wörtlich: mit der Methode der Theologie oder der Philosophie, noch irgendeiner Wissenschaft erschleichen – sie wäre die Gabe des Geheimnisses selbst, das sich einem Sterblichen künden möchte.

Aus diesem Grund kann denn auch ein solches Wort von keiner Kommission auf einen bestimmten Anlass hin bestellt und von den aufgeforderten Rednern mit Ernst und Fleiss und Einsatz erzwungen werden. Der bescheidene Beitrag ist ein Wink auf die Freiheit des sich je schenkenden Geheimnisses.

Aber wird damit nicht alles preisgegeben an die Willkür? Ganz im Gegenteil! Willkür ist es, die uns immer wieder nachhaltig bedrängende Einsicht in das Geheimnis darniederzuhalten, um de-

sto ungestörter dem verfügbaren Wissenskram nachzulaufen. Und eine ausgemachte Narrheit ist es, diesen Zustand noch gar damit rechtfertigen zu wollen, dass man verkündigt: Selbst Gott hat sich offenbart, also halten wir uns doch, weil wir das Verborgene nicht wissen können, an das Geoffenbarte. Der elende Kult des Lebens, soweit es eben verfügbar ist, bleibt in seiner Gottvergessenheit nichts anderes als die letzte Folge davon, dass die Theologie, je nach den tiefschürfenden Abhandlungen einzelner Fachvertreter, Gott bald zu ihrem Postboten und bald zu ihrem Schuster gemacht hat.

Dem allem gegenüber wäre es ein schlichtes Entsprechen zum göttlichen Anspruch, schweigend hinauszuhorchen in die flüsternde Stille des Dunkels und dadurch im Herzen einfach und weit zu werden. Allein, wir können diese Preisgabe an das Geheimnis nicht nennen, ohne dass zugleich die Frage wach wird, inwiefern und wie denn aus dem Geheimnis das Befreiende kommen soll, zumal natürlich dem sogenannten gesunden Menschenverstand eine derartige Preisgabe kaum etwas anderes bedeuten kann als das kleinlaute Eingeständnis des Scheiterns, von dem der Menschenverstand schon allein deshalb nichts hören will, weil er eben unheilbar gesund ist.

Die Preisgabe an das Geheimnis ist indessen ein Verzicht. Als echter Verzicht ist er nicht ein schlaffes Abstehen von dem, was man zu erreichen nicht fähig ist, sondern der kühne Entschluss, durch das Verzichten einem ursprünglichen Sich-Versagen des Begehrten fügsam zu sein. Ein solcher Verzicht lässt nicht von dem, was er begehrt, wohl aber lässt er, was er begehrt, in dem sein, was des Begehrten Eigenstes ist, in seinem Geheimnis. In solchem Sein-Lassen kommt das Begehren zur Ruhe, sofern es darin eingelassen ist ins Fragelose des Geheimnisses, in das Gestillte seiner Verschwiegenheit.

Und dieses Eingelassensein ins Fragelose des Geheimnisses ist die Freiheit. Die so verstandene Freiheit ist weder bloss eine Befreiung vom Zwang des Wissen-Wollens noch lediglich eine Bereitschaft zum Glauben-Können. Sie liegt vielmehr der stets beredeten doppelten Freiheit als Freiheit von etwas und Freiheit zu etwas so zugrunde, dass sie diese Doppelung erst ermöglicht. Spuren dieses gründenden Freiheitsgedankens haben sich denn auch in der Sprache in unscheinbarer Weise erhalten.

Für den Innerschweizer, als der ich hier in meiner lieben Vaterstadt Luzern zu Ihnen zu sprechen eingeladen wurde, für den Inner-

schweizer ist «e frîne Mönsch» zuerst ein lieber Mensch und aus diesem Lieben heraus sodann ein freier Mensch. Die befreiende Preisgabe an das Geheimnis, der freie Verzicht gegenüber dem Sich-Versagen des ursprünglich Verborgenen wäre demnach in seiner innersten und in-nigsten Bewegung ein Lieben.

Lieben bedeutet: das Geliebte oder den Geliebten in seinem Eigensten gut heissen und damit zur wahren Güte befreien. Und weil denn das Eigenste eines jeglichen, sei es Mensch oder Tier, Gewächs oder Gemächte, dem es Liebenden verborgen bleibt und als so Verborgenes ihm ein Zeichen zu geben vermag nur aus jener Güte, die der Liebende selber ihm in Liebe gewährt, darum ist die Fügsamkeit in das Verborgene als ein Gut-Heissen des Verborgenen zugleich die tiefste und die höchste Liebe.

Sie ist die tiefste Liebe, insofern sie sich herablässt zum verborgenen Grunde alles dessen, was ist, und in Demut schweigend verehrt, was sie nicht wissen darf – und sie ist die höchste Liebe, insofern sie sich im Gut-Heissen aufschwingt zum Lobe dessen, was auch ein liebendes Verstehen noch bei weitem übersteigt. Dieses alles Übersteigende aber sind die höchsten heiligen Namen – hochgelobt seien sie von nun an bis in Ewigkeit.

Auch nach diesem Vortrag liess der Beifall der Zuhörerinnen und Zuhörer erkennen, dass die Ausführungen auf Interesse gestossen waren und als Bereicherung empfunden wurden. In diesem Sinne sprach der Vorsitzende dem Referenten den herzlichen Dank aus.

Nach einer halbstündigen Pause gab der Sekretär des Ständigen Kongressausschusses einige administrative Mitteilungen bekannt. Insbesondere wies er die Teilnehmer auf die im Erdgeschoss von der Christkatholischen Jugend der Schweiz veranstaltete Ausstellung von Zeichnungen und Collagen zum Thema «Leben» hin, angefertigt von Unterrichtskindern aus der Schweiz und aus Österreich sowie von mehreren Jugendgruppen der Schweiz, und bat alle, sich an dem damit verbundenen Wettbewerb zu beteiligen, um die am zutreffendsten empfundenen Arbeiten nach Abschluss des Kongresses mit kleinen Preisen auszeichnen zu können. Ganz besonders dankte Pfr. Dr. H. Frei den Initianten dieser «Jugend-Aktion», allen Teilnehmern, speziell dem Koordinator *Philipp Ackermann, Riehen* (Schweiz), und seinen Helferinnen und Helfern, für den ausgezeichneten Beitrag, der wesentlich zur gedanklichen Einstimmung der Kongressbesucher beizutragen vermöge. Der spontane Applaus der Versammlung bekräftigte dies.

Nun leitete der Vorsitzende zum dritten Hauptreferat über, dessen Verfasser, *Prof. Dr. W. Küppers (Bonn)*, leider am Erscheinen verhindert war. Da der Vortrag im vollen Wortlaut vervielfältigt vorlag und nach der Sitzung allen Teilnehmern ausgehändigt wurde, konnte der stellvertretende Vortragende, *Pfarrer Benno Schöke (Aachen)*, sich gestatten, den Vortrag in leicht gekürzter Fassung den Anwesenden vorzulesen:

«Leben in Gemeinschaft»

«Leben in Gemeinschaft» – ein gewichtiges Thema, einleuchtend gewiss ganz allgemein in unserer Zeit, wenn auch vielleicht nicht ganz so unmittelbar im Rahmen eines internationalen Altkatholikenkongresses. Tatsächlich waren diese ja bisher vor allem auf kirchliche Selbstbesinnung und Selbstdarstellung ausgerichtet. Mit gutem Grund sucht dieser Kongress die grundsätzliche Wendung zu einem Neubeginn mit seiner Hinwendung zur Frage des Lebens schlechthin. Aber das ist es ja nun: Das Thema ist faszinierend, doch zugleich uferlos, wenn es nicht eingegrenzt werden kann und klare Begriffsbestimmungen das Zerfließen in einem Meer von Gedankenansätzen, Empfindungen und Fragen verhindern! Die Aufgabe wird speziell für den dritten in der Reihe der Vortragenden nicht leichter, wenn es, leider, gegen die gute Absicht zu keinem vorgängigen Gedankenaustausch der drei Referenten gekommen ist. Doch halten wir uns nicht bei einer Einleitung auf, die nichts einbringt.

Springen wir hinein in die Frage selbst:

Wie auch immer «Leben» verstanden werden mag, ganz gewiss ist es von «Gemeinschaft» nie wirklich zu trennen: Das gilt für alles uns bekannte Leben, das sogenannte organische, pflanzen- und tierhafte, erst recht aber für das menschliche. Beschränken wir uns auf das Letztgenannte, so ist auch hier ganz klar, dass es von einem unübersehbaren Gemeinschaftsvorgang in seiner Entwicklung und Geschichte getragen und bis in die Gegenwart hinein bestimmt ist; dass es sich in jedem einzelnen und für jeden einzelnen immer nur in Gemeinschaft behaupten und fortsetzen, entwickeln und erfüllen kann und dass es ebenso in all seinem Drängen und Strömen stets auf Gemeinsamkeit ausgerichtet bleibt. Und gerade das innere, per-

sönliche und bewusste Leben des einzelnen ist ja gerade nicht einfach einsames Selbsterleben, sondern vom ersten Anlachen der Mutter bis zum letzten Atem des Sterbenden bestimmt vom andern Menschen, und wenn es auch nur einer – der Nächste wäre! Grösse, Glück, Reichtum, Schönheit und Freude des Lebens liegen darin, aber auch seine Gefährdung und Not, seine Verletzlichkeit und die Möglichkeit seines Versagens und seiner Vereinsamung! Doch alle Worte fassen das Leben selbst nicht. Sie versuchen, es einzufangen, und was sie dann vorzeigen, ist kaum mehr als ein toter Schmetterling. Das Leben ist schön und schrecklich in seinem «Elan», seinem Drang und seinem Ausgreifen ins immer Neue und Unbekannte, es ist traumhaft und kurz, von Gefahren umlauert, wie oft irrlichternd im Dunkeln, und der Tod bleibt sein Begleiter und unweigerliches Ende. Unübersehbar sind die weltanschaulichen und wissenschaftlichen Versuche des Menschen, sich über dieses Leben Klarheit zu verschaffen, besonders über die Grundfragen des Daseins: Ist alles Bewusstsein vielleicht wirklich nur ein vorübergehendes Aufleuchten? Und ist das Universum, in das dieses Aufleuchten einbezogen bleibt, wirklich mehr als im letzten Grund diesem vorübergehenden «Leben» und der damit gegebenen «Gemeinschaft in diesem Leben» gegenüber etwas Unbestimmbares und Gleichgültiges, mag es so oder so das Dasein und seine Gesetzmässigkeiten setzende und bestimmende Kraft besitzen? Gewiss: Es gibt genug Antwortversuche religiöser, philosophisch-rationaler und wissenschaftlicher Art; doch kommen sie weiter als bis zu jener Grenze, an der allein der Glaube einen Weg findet? Und ganz gewiss vermag eine von Vernunftgründen begleitete Glaubensentscheidung für den Gedanken des Geschaffenseins des Universums aus und durch Gedanke, Wille und liebende Selbsthingabe des überweltlichen, ewigen Wesens, das wir Gott nennen, beruhigende Zuversicht und ein freudiges Leben zu begründen und zu tragen. Doch genügt auch solche allgemeine Glaubensbegründung gewiss nicht, um jenes Fazit negativer Art wirklich auszuschalten, das etwa ein Thornton Wilder am Schluss seines bekannten Stückes «Unsere kleine Stadt» der Gefährtin der toten Emely, die von einem Ausflug ins Leben zurückkehrt, in den Mund legt: «Jetzt weisst du Bescheid. So war das Leben. Man bewegt sich in einer Wolke von Unwissenheit, vergeudet seine Zeit, als hätte man eine Million Jahre zu leben, ist dauernd einer oder der anderen Leidenschaft ausgesetzt. Jetzt weisst du Bescheid, so sieht das glückliche

Dasein aus, in das du zurückkehren wolltest: Unwissenheit und Blindheit.» Keine rationale Apologetik vermag über derartige, so oder so aufbrechende existenzielle Fragen hinwegzuhelfen. Und solche Fragen brauchen doch wahrlich nicht weither geholt zu werden. Fallen sie nicht gerade dann besonders übermächtig auf uns, wenn wir von «Leben in Gemeinschaft» zu sprechen beginnen? Gilt nicht das alte «homo homini lupus» (Mensch dem Mitmenschen ein Wolf) gerade hier? Und dies ist ja nur wirklich kollektiv, eben «gemeinschaftlich», nicht weniger der Fall als vom einzelnen her. Ist nicht gerade daran in unserem Jahrhundert der Rest von Fortschrittsgläubigkeit erstarrt in der Kälte des Grauens und verdampft in der Glut der Feuerbrände von Krieg, Unterdrückung, Ausbeutung, Verfolgung? Und ist nicht gerade dadurch die ängstlich auf Sicherung und ruhigen Genuss bedachte Konsumgesellschaft der immer noch frohbeschwingt und glänzend sich darstellenden «modernen Welt» in ihrer egoistischen Unmenschlichkeit erst recht erschreckend? Nein – Leben in Gemeinschaft ist kein Thema, das man in fröhlicher Behaglichkeit abhandeln könnte. Würde aber, um sachlich zu bleiben, die Sinn- und Wertfrage dem Leben und gerade dem Leben in Gemeinschaft gegenüber ausgeschaltet, so bliebe schliesslich nur noch übrig, im wogenden Meer alle Strömungen und alle Windstillen für sich gelten und bestehen zu lassen, um jenseits von Gut und Böse jedem Ausdruck des Lebens sein eigenes So-Sein und seine vergängliche Unmittelbarkeit zu belassen und zuzubilligen.

So aber war unser Kongress-Thema gewiss nicht gemeint, so neutral es formuliert wurde. Und so wollen wir auch nicht fortfahren. Und als Christen müssen wir es auch nicht, ja dürfen es letzten Endes nicht! Als Christen dürfen wir vielmehr unter Leben und Gemeinschaft gerade das verstehen, was diese allgemein menschlichen Wirklichkeiten mit all ihrer ungelösten Problematik dann sind und vor allem, was sie dann werden können, wenn sie von Gott her gelebt, in Christus erlebt und durch die Gnadenwirkung des Heiligen Geistes gestaltet, in gewissem Sinn umgestaltet und neugestaltet werden! Wie gross in seiner herben Klarheit erklingt doch in den Psalmen Israels das Lob Gottes für das Leben als Wunder seiner Schöpfung in ihrer Unbegreiflichkeit, zumal wenn dieses Leben im Menschen das Wort Gottes zum Licht auf dem Weg werden lässt und auf diesem Weg dem geoffenbarten Gesetz Gottes folgt und im Herzen ihm nachsinnt. Unerschöpflich ist diese

Psalmensprache: Anfangend mit dem ersten Psalm, Vers 2 und 3: «Wer Lust hat zum Gesetz des Herrn, ... der ist wie ein Baum gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht und was er macht gerät wohl»; über Psalm 36, Vers 6ff.: «Herr, deine Güte reicht so weit die Wolken gehen. Deine Gerechtigkeit steht wie die Berge Gottes und dein Recht wie eine grosse Tiefe... Wie teuer ist deine Güte, Gott, dass Menschenkinder unter dem Schatten deiner Flügel Zuflucht haben. Sie werden trunken von den reichen Gütern deines Hauses und du tränkest sie mit Wonne als mit einem Strom. Denn bei dir ist die Quelle des Lebens und in deinem Lichte sehen wir das Licht»; bis zum grossen Ausklang in der letzten Psalmengruppe (144–150) 145, Vers 15f. und 21: «Aller Augen warten auf dich, und du gibst ihnen Speise zu seiner Zeit. Du tust deine Hand auf und erfüllst alles, was lebt, mit Wohlgefallen... Mein Mund soll dem Herrn Lob sagen und alles Fleisch loben seinen heiligen Namen immer und ewiglich.» Und wie gross setzt sich dies alles fort in neuer Kraft und Tiefe in einer Vielzahl neutestamentlicher Worte! In der Begegnung mit Jesus erleben, so «unbegreiflich» dieser Vorgang für uns bleibt, immer wieder ungezählte Menschen, beginnend mit den ersten Jüngern bis heute, das Leben in seinem ganzen Ernst als Gottes Gabe und unsere Aufgabe, als Schuldigwerden vor Gott, als im Opfer seines Sohnes geschenkte Vergebung und als Erfüllung in ehrlicher Arbeit und in der Liebe als allen Gesetzes Ende: Joh. 8, 12, «Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben»; Mt. 6, 17: «Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren. Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.» Und was ist die grosse Christuserfahrung des Paulus, der ja doch schon als Jude sein Leben ganz unter Gottes Willen stellte, anders als gerade dieses vertiefte Erfahren des Lebens: Gal. 2, 19f., «Ich bin aber durch das Gesetz dem Gesetz gestorben, auf dass ich Gott lebe... Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dargegeben hat», und schliesslich Joh. 6, 38: «Herr, wohin sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens?» All dies aber wäre ja nun doch irgendwie Vergangenheit für uns, wenn es nicht nach Jesu Worten selbst über seinen Tod hinaus wirksam und in der Kraft seiner Auferstehung durch den Heiligen Geist

immer neu gegenwärtig wäre. So betet ja dann der Bischof in der Liturgie der Firmung: «O Gott, der du deinen Aposteln den Heiligen Geist gegeben hast, ... verleihe, dass in die Herzen derjenigen, deren Stirn wir mit heiligem Chrisam gesalbt haben, eben derselbe Geist herabkomme, gnädig in ihnen wohne und sie dadurch zu einem Tempel seiner Herrlichkeit mache, der du mit dem Sohne und dem Heiligen Geiste lebst und regierst, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! Siehe, so wird gesegnet werden jeder Mensch, der den Herrn fürchtet.» Und dieses Leben ist unlöslich verbunden, ja viel mehr, es stellt sich recht eigentlich dar in der überindividuellen Gemeinschaft der Gotteskinder: aus Gott, in Christus, durch den Heiligen Geist. Davon heisst es Gal. 4, 2–6: «Vertraget einander in der Liebe und seid fleissig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens: ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eurer Berufung, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch allen und durch euch alle und in euch allen.»

So fremd, wenn auch erhaben und «schön» oder «überirdisch» dies uns in unserem fragwürdigen und meist so trüben Alltagserleben klingen mag, es ist die Botschaft, in deren Licht wir hier allein von «Leben in Gemeinschaft» sprechen können und wollen!

Ist nun aber «Leben» schlechthin, unabhängig vom Glauben, Inbegriff des Menschseins unter ständig sich wandelnden Formen der Gesellschaft von den fernsten Urzeiten her bis in das beginnende Atomzeitalter, naturhaft eingebettet in und rätselhaft bezogen auf das Gesamtleben auf der Erde und im Universum, geschichtlich sich in immer neuen Widersprüchen, Aufbrüchen und Katastrophen entfaltend und erhaltend mit seinen Höhen und Tiefen, Freuden und Schrecken, Siegen, Hoffnungen, Enttäuschungen, Ängsten und Schuldverstrickungen bis in den Tod, so erhebt sich die Frage, was nun in Tat und Wahrheit und für uns zugänglich diese Lebenswirklichkeit mit dem Leben im Licht des Glaubens verbindet.

Hier gibt es nur eine Antwort, bei der das beunruhigte Fragen einen Haltepunkt findet: das Kreuz von Golgatha!

Wie immer man das Unfassliche der Verbindung dieses menschlichen Unterganges mit dem Weg des Gottmenschen und der Osterbotschaft von seiner Auferweckung von den Toten fassen mag, hier wird das allgemeine menschliche Leben mit dem neuen Leben aus Gott verbunden zu einer neuen Weise von «Leben in Gemeinschaft»! Röm. 6, 3–4, 11–12: «Wisset ihr nicht, dass alle, die wir in Jesus Chri-

stus getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf dass wir gleich wie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln...; denn was er gestorben ist, das ist er der Sünde gestorben zu einem Mal, was er aber lebt, das lebt er Gott. Also auch ihr, haltet euch dafür, dass ihr der Sünde gestorben seid und lebet in Gott in Jesus Christus, unserem Herrn.» Und das gleiche gilt auch in bezug auf die Unterscheidung ohne Trennung zwischen christlicher, d. h. durch den Heiligen Geist bewirkter, heilshafter Verbundenheit von Menschen untereinander und der allgemeinen menschlichen Gesellschaft in all ihren sich entwickelnden und einander ablösenden, sich ergänzenden oder bekämpfenden Gestalten, mit denen sich Anthropologie und Soziologie sinnvoller- und nutzbringenderweise in ihrer Art beschäftigen: Familie und einzelner, Sippe, Stamm, Gruppe, Volk, Nation, Staat, Partei, Berufs-, Arbeits- und Interessengemeinschaft, Stand und Klasse, Rasse, Majorität und Minorität, Religionsgemeinschaft und Sekte. Das Erstaunliche dabei ist jedoch, dass überall, wo sozusagen der «christliche Virus» als eigenes und neues Momentum eindringt, diese eine als geschichtlicher Vorgang feststellbare Qualifikation (Wertbestimmung) und Orientierung (Ausrichtung) erfahren. Doch bei der Ambivalenz (Doppeldeutigkeit) aller geschichtlichen Vorgänge kann dies keine eindeutig gesicherte Feststellung sein, und heute steht ja weithin die schärfste Kritik der geschichtlichen Wirkung des Christentums, besonders auch im sozialen Bereich, im Vordergrund des Interesses. Darauf kann hier nicht weiter eingegangen werden. Dagegen wird hier das schon angesprochene «Erleben» im Leben wichtig und im Zusammenhang damit wiederum die Bedeutung des Zeichens der Symbole und des Sakramentes! Änderung, Erneuerung, «neues Leben» wird ja viel eher und viel eindeutiger «erlebt», mit Zeichen verbunden erfahren, bekannt und gestaltet, als dass es als solch «neues» Leben erkannt und verstanden oder «festgestellt» und «festgehalten» würde. Hier handelt es sich um das, was Maurice Blondel, der grosse französische «Lebensphilosoph», wenn man ihn so einordnen darf, unter der «action», dem Tätig- = Lebendig-Werden der menschlichen Person auf Wahrheit und Heil hin, verstanden wissen wollte.

Diese christusbezogene Tat-Wirklichkeit (action) neuer Lebensgemeinschaft gab in der frühen Christenheit dem lateinischen Wort «Communio» und dem noch tieferen und umfassenderen griechischen

Begriff der «Koinonia» als Zeichenwort für die Gemeinschaft um den Altar seinen unerschöpflich reichen Sinngehalt. Die beiden Fremdworte sind deshalb bis heute im Vollsinn unübersetzbar. Vor allem ist dabei davon auszugehen, dass die so bezeichnete gottesdienstlich-liturgisch-hierarchische Gemeinschaft in gar keiner Weise sich in der begrenzten Sichtbarkeit liturgischer Vollzüge und hierarchischer Formen und Sozialstrukturen festhalten oder auch nur von daher wirklich bestimmen lässt! Eher könnte man sagen, solche Communio-Koinonia-Gemeinschaft sei die aus dem Glauben gelebte Teilnahme, ja Teilhabe und Teilgabe am anderen und an den anderen, wie diese sich rein im Sakrament des Altares darstellt und in ihrer einmaligen Wirklichkeit gegenwärtig wird: bis zum vollen Eintreten in der Hingabe und im Eintreten für den anderen, dort wo es für ihn nötig und rettend-hilfreich ist – in der Stellvertretung, in der unbedingten Annahme des Bruders. Und deshalb könnte das Neue in dieser vom Opfer Christi her bestimmten und gelebten Gemeinschaft auch heissen: «Volle Gemeinschaft im Erleben wahren Lebens» oder in gewissem Sinne auch «Heil als Gemeinschaft» (vgl. Erhard Griesse, *Ökumenische Rundschau* 23 [1974], S. 345–350). Für die Unterscheidung ohne Trennung dieser neuen Gemeinschaft des Heiles vom allgemeinen Lebenskontext war in der frühen Christenheit das allen verständliche Bild des seegängigen Schiffes im Gebrauch: Das Leben dieser Heilsgemeinde dient nicht sich selbst, geht aber weder in seinem Vollzug noch in seiner Zielsetzung im alten Kontext auf. Vielmehr löst es sich vom sicheren Hafen und nimmt das Wagnis der grossen Fahrt auf das ferne Ziel hin auf. Das bleibt gewiss gültig, wir würden es jedoch gerne ergänzt sehen durch alles das, was in dieser Gemeinschaft mit den grossen Zeichen des Verhaltens des «barmherzigen Samariters» und der «Fusswaschung» Jesu an seinen Jüngern angesprochen bleibt! Doch bleibt beides wichtig. Der «Schalom»-Bereich der biblischen Gottesvolk-Gemeinschaft im alten wie im neuen Israel bedeutet Frieden und Gerechtigkeit stets zugleich in gegenwärtiger und zukünftiger Wirklichkeit, als Forderung, Angebot und Gnadengabe, und dies für alle Lebensbereiche. Und selbstverständlich müsste hier ins einzelne und Praktische gegangen werden, was jedoch Aufgabe der Gesprächsgruppen bleiben soll.

Was wir noch zum Abschluss tun wollen, ist das Ansprechen der grundsätzlichen Frage nach der Kirche als Gemeinschaft und damit auch der alt-katholischen Kirche in ihrer klassischen Berufung auf die Gemeinschaft der Alten Kirche.

Das Erregende an der Frage nach der Kirche als Gemeinschaft ist, dass in ihr als einer Institution von menschheitsgeschichtlichem Format sich das Geheimnis des Christus wiederholt, von dem es im Prolog des Johannesevangeliums lapidar heisst: «Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns» (Joh. 1, 14). Damit ist die Kirche als Leib Christi, dessen Seele der Heilige Geist ist, zwar in letzter Instanz überweltlich, zugleich aber in der uns angehenden Wirklichkeit ihres geschichtlichen Daseins und Soseins ein Stück der allgemeinen Lebenswirklichkeit. Hier aber wird für uns die in ihr zu Tage tretende, geforderte und belebte Art von Gemeinschaft wichtig: Und in dieser unterscheidet sie sich deutlich, zum mindesten im Selbstverständnis ihres Wesens und in ihrem Anspruch gegenüber der «Welt», von anderen, vergleichbaren Gemeinschaften. Wie keine andere beruht sie auf einer Anerkennung von Gleichheit und Einheit aller Glieder, die gerade aus dieser Anerkennung heraus den Eigenwert und die Selbstentfaltung des einzelnen Gliedes fordert und fördert. Gewiss lebt jede Gemeinschaft mehr oder weniger vom Gelingen des Ausgleichs zwischen Einzel- und Gesamtinteresse. Dies geschieht jedoch in der Kirche aus einem unvergleichlich tieferen, doppeltem Grunde heraus: Die Kirche nämlich verwirklicht sich: *Einerseits* im Ansprechen der Person des einzelnen, durch Verkündigung des göttlichen Wortes, das diesen im Gewissen trifft, vor die Entscheidung zum Glauben stellt und in die Nachfolge Jesu ruft, wie durch die Anerkennung dem einzelnen gewordener Gnadengaben (Charismata) und durch die Spendung der Sakramente, die alle entscheidend die Person treffen, wie sie auch nicht mechanisch, sondern von menschlichen Personen «in persona Christi» (im Namen Christi als dem eigentlichen Spender) ausgeteilt werden; *andererseits* in der Entfaltung der Gemeinsamkeit durch Anerkennung der Gleichstellung aller «Gotteskinder» vor Gott, in Christus als eine Bruderschaft und durch den in allen wirksamen Heiligen Geist als Zusammenfügung «lebendiger Steine» (1. Petr. 2, 5) zum Bau und im Bau des «Hauses Gottes» im allgemeinen Priestertum der Gläubigen. Und dieser Doppelcharakter macht das Leben aller in der Gemeinschaft vom tiefsten Grunde her allseitig offen, lässt alle sich gegenseitig in Liebe tragen und hilfreich sein, gerade indem Hoheit und Wert der Person bewahrt werden. Hier umfasst offene Menschlichkeit alle Gestalten und Bereiche des Lebens, nicht nur im engeren Bereich der Kirche, nimmt sie auf in die neue Weise von Gemeinschaft und wirkt auf die allgemeine Lebensgemeinschaft zurück, indem sie

diese durchdringend ändert und neu gestaltet vom je eigenen Selbst her in der durch den Heiligen Geiste bewirkten und getragenen «action» der Communio-Koinonia-Gemeinschaft! Und sofern wir unverbrüchlich im Glauben die Kirche als die Una Sancta Gottes in der Geschichte bekennen, bleibt das Bild einer solchen Gemeinschaft oder eines solchen Lebens in Gemeinschaft ihr grosses, verbürgtes «Soll», an dem keine Enttäuschung und keine Kritik etwas abzustreichen vermögen.

Doch das ist, leider, nicht alles, was zur Frage der Kirche im Zeichen von Leben in Gemeinschaft zu sagen ist: Menschliche Ehrlichkeit und christliche Nüchternheit gebieten, zwischen «Soll» und «Haben», zwischen Anspruch und Wirklichkeit im Alltag des Lebens und Erlebens zu unterscheiden. Die Last des Unerfüllten, zumal im Blick auf das anerkannte Soll, zwingt uns, heute vielleicht noch mehr als je, zum Ziehen der «Bilanz des Christentums». Zeigt nicht tatsächlich das nüchterne «Ist» einen erschreckenden Fehlbetrag? Wo sind Glaubenskraft und Brüderlichkeit? Wo und wie war oder ist die Christenheit Salz und Licht der Welt? Wo sind prophetisches Zeugnis und Hingabe in Opfer und Nachfolge bis in den Tod? Wie gross ist die Stelle, die Kompromiss, Anpassung, Eigennutz und Selbstgefälligkeit einnehmen? Vor allem aber darf das Bedenken des «Fehlbetrages» sich nicht durch Entschuldigung mit dem Fehlverhalten einzelner praktisch unwirksam machen. Es geht um das Leben in Gemeinschaft, und dieses gilt es kritisch zu bedenken! Nicht als Anklage, sondern als Anstoss zur «action» im Sinne Blondels: im Gebet, im liturgischen und sakramentalen Leben, in jeder Art von Information und Kommunikation und sozialer Diakonie! Und sollte nicht gerade dies der eigentliche Sinn der irgendwie den «guten Altkatholiken» doch überraschenden Kongressfrage nach dem Leben sein? Soll es nicht heissen: Nicht immer wieder und immer weiter Selbstdarstellung in der Art von Imagepflege oder gar Selbstbespiegelung in einer gewissen zähen Treue fast trotzig nach aussen gewandt! Sollte die Parole nicht vielmehr lauten: In nicht geringerer, aber sehr viel weniger introvertierter Treue auf uns selbst und alle, die sich daran beteiligen wollen, gerichtete schonungslose Besinnung auf die in uns liegenden Gründe des Defizits und die Möglichkeiten seiner Abtragung. Diese aber können wir nur erwarten, wenn unsere Gemeinschaft in ihrem Leben anders wird. Und dazu können wir nur gelangen, indem wir zur Deckung des Defizites als neues Grundkapital jenes «Haben» in

Anspruch nehmen, das Gottes Gnade in Jesus Christus in die Gemeinschaft der Kirche sozusagen als seinen Anteil eingebracht hat, nicht damit wir ihn vergraben, vielleicht in Dogmen und Liturgien, sondern damit wuchern im Leben der Gemeinschaft.

In Anwendung auf die altkatholische, auf unsere Kirche, könnte dies zweierlei bedeuten:

Erstens: Immer noch sind wir, ohne es genügend zu bedenken, zu sehr vom Vergleich mit den anderen Kirchen, besonders den grossen und angesehenen, bestimmt. Unser Leben in Gemeinschaft wird dadurch, ohne dass wir es wollen oder auch nur wahrhaben wollen, gehemmt, dass wir unsere Massstäbe von solchen Vergleichen her bestimmen lassen. Dadurch aber werden wir nicht, was zu sein uns gegeben und aufgegeben ist!

Zweitens: Sollte es, so wie äusserlich unser Weg als einer statt grösser eher kleiner werdenden Gemeinschaft verlaufen ist, nicht vielmehr als Aufgabe erkannt und angenommen werden, uns ganz bewusst und mit aller Kraft von innen her – im Sinne unserer Berufung auf die Alte Kirche – auszurichten auf ein urchristliches Leben in Gemeinschaft, nach dem alle Not der Welt schreit? Sollte es uns dann nicht geschenkt werden können, die Not der Minorität als Chance nützend zu einem vorbildlichen, vielleicht sogar für andere bemerkenswerten, neuen Leben in Gemeinschaft durchzustossen? Es klingt utopisch und kann nur als Wagnis im Glauben gesehen werden. Wenn es nun aber doch unser Weg wäre? Warum sollte dann nicht gelten, was im 1. Petrusbrief dem Wort von den «lebendigen Steinen» folgt? «Siehe ich lege in Sion einen Grund- und Eckstein, und wer an ihn glaubt, wird nicht zu Schanden werden... Ihr aber seid das erworbene Eigentum, auf dass ihr die Vollkommenheiten dessen verkündigt, der euch aus der Finsternis berufen hat zu seinem wundervollen Licht, die ihr vormals nicht sein Volk waret, jetzt aber Gottes Volk.»

Mit dem Dank sowohl an den abwesenden Verfasser als auch an den Sprecher und der Aufforderung, am Nachmittag sich ebenso vollzählig und pünktlich zur abschliessenden Gesprächsrunde der Diskussionsgruppen einzufinden, schloss *Dr. B. Gilg* die zweite Kongress-Sitzung.

Nachdem von 13.30 bis 15.45 Uhr die Teilnehmer Gelegenheit gehabt hatten, ihre Gespräche über die sechs Sektionsthemen vom Vortag weiterzuführen, benützten hierauf die meisten die ihnen gebotene Möglichkeit, unter der kundigen Führung von *Dr. A. Sibold*

das Verkehrsmuseum Luzern zu besichtigen und zum Abschluss dieses Rundganges einer Vorführung im zugehörigen Planetarium beizuwohnen. Einzig die Gesprächsleiter und ihre Schriftführer(innen) zogen zunächst gemeinsam Bilanz über die Gruppendiskussionen, um dann deren wichtigste Ergebnisse zu Kurzberichten für die Schluss-Sitzung zusammenzufassen.

Um 20 Uhr feierten *Pfr. R. Lauber* (Trimbach) und *Pfr. U. von Arx* (Hellikon) mit dem Grossteil der Kongressbesucher in der Christuskirche die revidierte christkatholische Vesper. Anschließend trafen sich die für die *Missions- und Entwicklungshilfe-Arbeit* in den altkatholischen Kirchen Verantwortlichen zu einem regen Gedankenaustausch im Zwinglisaal des reformierten Lukas-Kirchgemeindehauses.

Dritter Kongresstag, Samstag 22. September

Um 8.30 Uhr zelebrierte *Bischof J. Brinkhues* (Bonn) unter Assistenz der beiden Geistlichen *S. Kraft* als Diakon und *Ph. Elbert* als Subdiakon das Requiem für die entschlafenen Führer der altkatholischen Kirchen.

3. Kongress-Sitzung

Mit dem in griechischer Sprache gehaltenen Freudenruf «...und das Licht leuchtet über der Stadt Luzern auf» eröffnete der Präsident *Dr. B. Gilg*, anspielend auf die erstmals in diesen Tagen durch die Wolken dringende Sonne, die Sitzung. Die von ihm vorgeschlagene Änderung der Tagesordnung, dass die Berichterstattung der Gesprächsgruppen nicht «en bloc» erfolgen solle, sondern gemischt mit den restlichen Geschäften, fand einhellige Zustimmung. Vorerst gab der Sekretär einige Informationen betreffend die nachmittägliche Schifffahrt sowie den Jugendgottesdienst und die im Anschluss an diesen anberaumten Zusammenkünfte der verschiedenen altkatholischen internationalen Verbände und Vereinigungen. Sodann brachte er dem Kongress mehrere eingegangene Entschuldigungen und Grussbotschaften zur Kenntnis, so von Erzbischof emeritus *Dr. A. Rinkel* (Utrecht), Bischof *Dr. A. Podolak* (CSSR), *Kroatisch-altkatholische Kirche, Gemeindeverband der Altkatholischen Kirche in der Deutschen Demokratischen Republik, Bischöfe der Altkatholischen Kirche der Mariawiten* (Polen), *Erzbischof Frank Woods*

(Primas der Church of England in Australia), *Rev. Athol Broadfield* (Ulverstone, Australien). Ferner sandten Grussbotschaften der griechisch-orthodoxe *Metropolit Irenäus* (Bonn) als Kopräsident der orthodox-alkatholischen Dialogkommission, *Prof. Dr. S. Nankos* (Thessaloniki) sowie die *Orthodoxen Kirchen von Bulgarien* und der *Tschechoslowakei*.

Nun bat der Vorsitzende die Berichterstatter der verschiedenen *Diskussionsgruppen*, dem Plenum die wichtigsten *Gesprächsergebnisse* zu den einzelnen Sektionsthemen vorzutragen.

Gruppe 1: Was erwarten wir vom Leben?

(Leitung und Berichterstattung: Pfr. Dr. E. Kreuzeder, Wien)

Nach Erstellung eines Psychogramms durch jedes Gruppenmitglied zur Feststellung und Selbstbewusstwerdung der eigenen Neigungen, Vorlieben und Wünsche, verglich jeder für sich die Fragen von Seite 2 der Arbeitsunterlage. Dabei wurde auch bewusst, dass Neigungen und Wertungen von der Lebensphase abhängig sind. Ältere Jahrgänge neigten zu absoluten Werturteilen, die sie aber mit persönlichen Einzelerlebnissen zu begründen versuchten, während die Teilnehmer jüngeren und mittleren Alters meinten, ihre Wertung hänge von den konkreten Situationen ab. Ein abstraktes Lebensziel wurde nicht genannt. Doch kam zum Ausdruck – vor allem auch im Gespräch vor und nach der Gruppendiskussion –, und zwar von den Gruppenteilnehmern, die sonst schwiegen, dass sie sich durch ihre Erziehung doch in ihrer Selbstverwirklichung gehemmt fühlen, weil sie zu Einordnung und strengem Gehorsam erzogen wurden.

Interessant ist, dass gerade das jüngste Gruppenmitglied zum Thema Lebenssinn sagte: «Wir haben uns für Jesus Christus entschieden, darum sind wir für unseren Nächsten verantwortlich, indem wir unseren Mitmenschen echte Lebensfreude vermitteln.» In der Diskussion kam dann aber zum Ausdruck, dass nicht bloss heitere Geselligkeit gemeint sei, sondern ein solches Anteilnehmen oder richtiger Einanderannehmen dann möglich ist, wenn man auch bereit und fähig ist, Trauer und Leid miteinander zu tragen.

Sehr deutlich wurde, dass Idealgestalten wie Franz von Assisi zwar hoch geschätzt, aber als Extreme gewertet werden, so dass man ihnen und ihrer Nachfolge im Alltagsleben gar keinen Platz einräumen wollte und daher auch in Gefahr gerät, jungen Menschen, die auf Besitzstreben und Zivilisationseinrichtungen keinen grossen Wert legen, Hilfe in Notsituationen zu verweigern. Andererseits war auch eine Äusserung interessant, dass durch die dauernde Betonung der christlichen Verantwortung und der Forderung nach kirchlichem Engagement für die Dritte Welt, nach sozialer Gerechtigkeit und Einsatz für benachteiligte sowie diskriminierte Gruppen der Eindruck entstehe, Gott sei heute nur mehr für diese Sparten da und den Wohlsituierten werde das Recht auf Gott abgesprochen.

Die Aussprache machte klar, dass es immer wieder Situationen gibt, in denen Gott für die einzelnen einfach nicht da ist und unser Leben sinnlos erscheint. Es wurde darum gerade als Geschenk empfunden, einander helfen zu können, wenn wir im Gespräch mitteilen, wie wir Gott erfahren haben.

Die Zeit zur Aussprache wurde besonders am zweiten Tag als zu kurz empfunden. Deshalb wurde das Gespräch auch durch informelle Ausspra-

chen einzelner weitergeführt. Aus dieser Erfahrung wird angeregt, in Zukunft für Gruppenarbeit mehr Zeit und mehrmaliges Zusammentreffen vorzusehen.

Gruppe 2: Lebensqualität

(Leitung und Berichterstattung: Frau Dr. E. Kreuzeder, Wien)

Während des ganzen Gesprächs wurde Lebensqualität immer in Bezug zum Mitmenschen gestellt. Ausgehend von der Einsamkeit und Kontaktarmut des heutigen Menschen sahen die Gesprächsteilnehmer hier eine echte und ursprüngliche Aufgabe der Kirche.

Grossen Raum nahm die Erörterung der bestehenden Diskrepanz zwischen innerem und äusserem Reichtum ein. In diesem Zusammenhang wurde festgestellt, dass es Aufgabe vor allem auch der Kirche wäre, die Menschen zu einem vernünftigen Gebrauch der Konsumgüter zu erziehen. Schon Kindern müsse klargemacht werden, dass materieller Besitz nicht den Menschen ausmache. In diesem Zusammenhang wurde oft das Wort «Verzicht» verwendet, aber andererseits festgestellt, die Kirche dürfe nicht Verzicht um seiner selbst willen predigen, sondern um bestehende Leere zu füllen.

Forschung und technischer Fortschritt seien gut, solange sie dem Menschen dienen und nicht beherrschen. So könne z. B. das Fernsehen, richtig konsumiert, zur Bereicherung des Lebens beitragen. Ebenso kann das Auto unseren Lebensbereich erweitern, solange es nicht zum Idol oder zum Statussymbol wird. Gemäss Untertanmachung der Erde, wie Gott sie dem Menschen gegeben hat, wird menschlicher Forschungsgeist in Verantwortlichkeit immer neue Quellen erschliessen.

Der zweite Teil des Gesprächs bezog sich im wesentlichen auf ein spezielles Thema: Alter, Krankheit, Sterben. Der Mensch neigt dazu, heutzutage diese Zustände aus der Gesellschaft abzuschieben. Auch hier sei die Kirche eine grosse Aufgabe gestellt. Nicht immer ist Egoismus schuld an solchem Verhalten. Die Würde des Menschen müsse bis zuletzt gewahrt bleiben. Euthanasie wurde von einem Teil der Gruppe nur insofern bejaht, als sie dem Sterbenden echten geistlichen Beistand geben soll. Man müsse den Menschen wieder die Kunst lehren, als Christ zu sterben.

Christlicher Glaube kann die Welt verändern – so wurde abschliessend festgestellt. In diesem Zusammenhang wurde den Theologen und Seelsorgern der Vorwurf gemacht, oft nur im Theoretischen steckenzubleiben, anstatt den christlichen Glauben in die Praxis des täglichen Lebens zu stellen. Es dürfe aber nicht nur zu dem Versuch kommen, durch Verinnerlichung nur die eigene Lebensqualität zu verbessern. Verbesserung der eigenen Lebensqualität dürfe nur Hand in Hand mit der Verbesserung der Lebensqualität der ganzen Menschheit gehen.

Italienischsprechende Gruppe

(Leitung und Berichterstattung: Padre L. Caroppo, Scandiano)

Vorbemerkung. Man hat in dieser Gruppe nicht speziell ein einzelnes der sechs Themata behandelt, sondern irgendwie das Fundament zu erarbeiten gesucht, das dem Ganzen zugrunde liegt, also in gewissem Sinne das getan, was auch die drei Referate uns boten. Denn ausser dem Gesprächsleiter konnten die Teilnehmer aus Italien die Vorträge nicht verstehen.

Zusammenfassung der Diskussion. Der Mensch steht von Natur aus immer vor der Alternative, zu leben oder zu sterben; er trägt in sich die Möglichkeit, zwischen Leben und Tod sich zu entscheiden. Leben heisst im

Einklang sein mit der lebensspendenden Quelle allen Daseins, freies und bewusstes Einstimmen der Persönlichkeit des Individuums in den Willen Gottes. Der Tod entspringt daher der Nichtübereinstimmung mit dem göttlichen Willen.

Um in Fülle leben zu können, bedarf es der Überwindung des Dualismus zwischen Geist und Materie; tatsächlich durchdringen Geist und Materie einander; eines ist notwendigerweise die Ergänzung des anderen.

Das wesentliche Ziel des Lebens ist die Verwirklichung des Menschen in seiner Fülle. Und darum ist es notwendig, dass er in fortwährender Mitarbeit mit Gott seine eigene Persönlichkeit in seiner Umwelt und entsprechend seiner eigenen Berufung verwirklicht, vor allem innerhalb der menschlichen Gemeinschaft. Das gilt für jeden Menschen, aber ganz besonders für den Christen, dem es gegeben ist, immer mehr christusgleich zu werden, indem er sich nach den Lehren des Evangeliums ausrichtet.

Anregung in bezug auf das Kongressgeschehen. Leben kann man nicht kanalisieren und planen, sondern nur im Erleben erfahren. Auch der Kongress ist Leben. Müsste man nicht auch hier das Leben noch offener und freier auf sich zukommen lassen, d.h. weniger kanalisieren als vielmehr in freier Diskussion offenlassen, was für Fragen und Antworten sich ergeben? Man vermisst die Möglichkeit, nach Referaten durch offene Diskussion mit dem Referenten, auch durch Gegenrede, das Verständnis der Probleme vertiefen zu können. Dabei müsste natürlich auch das sprachliche Problem besser gelöst werden. In Italien pflegt man auch in sehr grossen Versammlungen im Plenum lebhaft zu diskutieren.

Mit dem Applaus der Kongressteilnehmer und dem Dank des Vorsitzenden für diese ersten Berichterstattungen wurde zur

Wahl des Ständigen Kongressausschusses

geschritten. Zunächst gab *Pfr.Dr.H.Frei* den Rücktritt aller drei bisherigen Mitglieder und die rechtzeitige Bemühung um Nominationen für die Nachfolge bekannt. Leider mussten die von Holland und aus der Schweiz vorgeschlagenen Kandidaten aus triftigen Gründen – Gesundheit bzw. anderweitige Verpflichtungen – kurzfristig ihre Bereitschaft zur Amtsübernahme widerrufen, so dass die bisherigen Amtsträger sich bereit erklärten, bis zur Bezeichnung geeigneter Nachfolger durch die zuständigen Instanzen der betreffenden Landeskirchen im Amt zu verbleiben. Dem bereits mit diesem Kongress endgültig ausscheidenden bisherigen Vizepräsidenten *Prof.Dr.W.Küppers* (Bonn), aber auch den beiden andern dankte der Vorsitzende für die von ihnen geleistete Tätigkeit. Hierauf bestellte die Versammlung den Ausschuss wie folgt:

Präsident: *Dr.Wilhelm Deister, Rodenkirchen* (BRD)

Vizepräsident ad int.: *Mr.J.A.C.de Jonge* (Den Haag)

Sekretär ad int.: *Pfr.Dr.H.A.Frei* (Bern)

Wiewohl der neugewählte Präsident aus beruflichen Gründen an der Teilnahme am Kongress verhindert war, wird er als Vorsitzender des Kongresses von 1970 in Bonn bestens in der Lage sein, diese Aufgabe zu erfüllen.

Nach erfolgter Wahl gab *Pfr. Dr. E. Kreuzeder* (Wien) zu bedenken, dass die bisherige Tradition, den dreigliedrigen Ausschuss mit je einem Holländer, Deutschen und Schweizer zu bilden, überprüft werden sollte, zumal es geeignete Anwärter auch in andern altkatholischen Kirchen gebe. Zugleich regte er an, im Falle von Vakanzen rechtzeitig eine Basis-Umfrage bei bisherigen Kongressmitgliedern betreffend Nominationen zu veranstalten und eventuell den Ausschuss zu erweitern. *Dr. B. Gilg* nahm unter dem Beifall der Anwesenden diese Vorschläge zuhanden des neuen Ständigen Ausschusses entgegen.

Nun wurde die Berichterstattung aus den Diskussionsgruppen fortgesetzt:

Gruppe 3: Erlebtes Christentum

(Leitung: Prof. Dr. P. J. Maan, Arnhem. Berichterstattung: V. E. Jungo, Bern)

Alle Gesprächsteilnehmer waren, was bei uns selbstverständlich ist, als Christen geboren. Die Taufe ist so nur ein äusseres Merkmal des Christseins. Zum wirklichen Christen, so war man sich einig, gehört deshalb eine Lebensführung in der Nachfolge Christi.

Ein junger Teilnehmer fragte nachdrücklich nach den Vorstellungen vom richtigen Christsein: An welchem Ideal messen wir uns und die andern? Diese Frage blieb unbeantwortet und sei hier weitergegeben.

Befragen wir auch unser Handeln, besonders das unreflektierte, selbstverständliche Handeln! Sind all unsere Verhaltensmuster wirklich christlich? Aufgabe der Kirche ist es, ihren Gliedern die eigene, unabhängige, christlich verantwortliche Entscheidung auch in neuen Situationen zu ermöglichen.

Im weiteren stellten die Gruppenteilnehmer fest: Für das Christsein haben die kirchliche Verkündigung, die sakramentale Gemeinschaft und das christliche Vorbild grösste Bedeutung.

Aber heute ist es schwierig, das christliche Zeugnis weiterzugeben. Die Jugend verlangt ein lebendiges, echtes und auskunftsfähiges Christentum, das gemeinschaftsbildend ist und die Nachfolge Christi in allen Lebensbereichen verwirklicht. Hier müssen wir uns als einzelne und als Glieder der Kirche noch stärker einsetzen und auch unsere Phantasie gebrauchen.

Phantasie, Fröhlichkeit, das Verschwenderische sollten im Leben des Christen einen weit grösseren Raum haben, betonte schliesslich die Gruppe. Wir haben von Gott viel erhalten und dürfen aus dieser Fülle weitergeben. Der Gesichtspunkt des Nützlichen darf unser menschliches und kirchliches Handeln nicht beherrschen.

Gruppe 4: Lebt die christliche Gemeinde – fördert oder hindert sie das Leben?

Gruppe 4a (Leitung und Berichterstattung: Ing.O.Kamber, Thun)

Der Gruppenleiter stellte das Rundgespräch unter das Zeichen des Gotteshauses, dem Zentrum unseres kirchlichen Lebens, dazu zwei Worte eines reformierten Pfarrers: «Gott besucht uns öfters, aber wir sind meistens nicht zu Hause» und «Man ist nicht dort zu Hause, wo man wohnt, sondern dort, wo man einen versteht.» – Um es gleich vorwegzunehmen: Durchwegs wurde vom Leben *in* der Gemeinde gesprochen, genauer vom Gemeindeleben. Die internationale Zusammensetzung der Gesprächsgruppe war altersmässig sehr einseitig: zur Hälfte ältere Frauen und Männer, die Jugend war gar nicht vertreten. Dementsprechend drehte sich das Gespräch über weite Strecken zunächst um die leidige Tatsache des schlechten Gottesdienstbesuchs. Zahlreiche Schilderungen aus dem sozialen Bereich von Kirche und Gemeinde sowie über gute und weniger gute mitmenschliche Beziehungen vermittelten ein Bild von der heutigen Situation überall in Europa. Es war vordergründig die Rede von den Symptomen, nicht aber von den tieferen Ursachen des «Exodus aus der Kirche».

In der Folge wurden aber doch deutliche Akzente gesetzt:

Flucht in die Betriebsamkeit. Übertriebene Aktivitäten in der Suche nach Neuerung in der Caritas oder im kirchengeselligen Rummel können das christliche Leben in der Gemeinde ersticken. Eine gewisse Erneuerung der Liturgie wird zwar bejaht, wo es um Abschaffung «alter Zöpfe» geht. Aber niemand möchte, dass echte Traditionen beseitigt werden.

Kommunikationsschwierigkeiten. Die Sprache des Pfarrers, sei es in der Predigt, im geistlichen Gespräch oder in der kirchlichen Schulung, wird von den Laien oft nicht verstanden (auch wenn sie zustimmend nicken). Es werden abgegriffene Klischees verwendet, man könnte zuweilen selbst dem Pfarrer «Fachjargon» vorwerfen. Aufgeschlossene Pfarrer wissen um diese Schwierigkeiten; sie wollen sich keineswegs in den «Elfenbeinturm» zurückziehen und nehmen aufbauende Kritik ernst. Leise war herauszuhören, dass sie aber auch dankbar wären für gelegentliche Anerkennung. Uns Laien geben die Pfarrer zu bedenken, dass es auch eine «Kirchgängersprache» gibt. Wenn beispielsweise Kirchgänger nach dem Gottesdienst im schönsten Familienkreis noch eine Weile beisammen bleiben, dann haben es Gelegenheitsbesucher schwer, den Zugang in diesen «exklusiven Kirchenklub» zu finden. Wie aber sollen angesichts dieser internen Kommunikationsschwierigkeiten kirchliche Aussenseiter sich von den Kirchenchristen verstanden fühlen?

Verschiedene Optik von Pfarrer und Laien. Im Vortrag über die menschliche Seele hörten wir, dass jeder dort ist, wo er gerade hinsieht oder hin hört. So haben denn Pfarrer und Laien je eine andere Optik vom Verständnis des Evangeliums und vom Leben in der Gemeinde. Dem in der Kirche engagierten Laien ist praktische Anwendung der christlichen Botschaft im zwischenmenschlichen Bereich – und heute wohl auch in der Ökumene – ein echtes Anliegen und steht bei ihm im Vordergrund. Zur Schau getragene Frömmigkeit liegt manchem nicht. Für den Pfarrer ist das zentrale Anliegen des Evangeliums nicht die soziale Tätigkeit, d.h. der horizontale Wirkbereich, sondern die Vertikale, d.h. die Verbindung des Menschen zu Gott. Ohne diese Vertikale wäre alle Gemeindearbeit Stückwerk.

Kirchliche Schulung. Jedermann ist von der Notwendigkeit und vom Nutzen von Rundgesprächen, wie sie am diesjährigen Kongress im grossen

und ganzen mustergültig durchgeführt wurden, überzeugt. Man hat dankbar anerkannt, dass auf diesem Weg echte Lebenshilfen geboten werden. In den Gemeinden ist ein starkes Bedürfnis nach gegenseitiger Aussprache, aber auch nach permanenter Weiterbildung insbesondere im religiösen und sozialen Bereich spürbar. Man will deshalb derartige Rundgespräche künftig vermehrt auch in den Gemeinden durchführen. Es ist aber wohl zu bedenken, dass solche Gespräche fachkundig zu leiten sind. Gut ausgebildete Gesprächsleiter sind unabdingbare Voraussetzungen des Erfolgs.

Gruppe 4b

(Leitung und Berichterstattung: Pfr. E. Nickel, Freiburg i. Br.)

Die Kirche soll sein: offen, dialogisch, festlich und mobil. Ausgehend von dem Slogan «Offene Kirchentür als Bild einer geöffneten Gemeinde» sah man auf andere Christen, aber auch auf Menschengruppen, die fern oder fremd empfunden werden (z.B. Homosexuelle). Hier sollte ein Dialog stattfinden. Nicht ganz einigen konnte man sich über das festliche Moment der Kirche. Gilt es nur für den Gottesdienst oder auch in anderer Hinsicht? Spricht eine feierliche Liturgie alle Menschen an? Gelten die genannten Merkmale nur nach aussen? Wie steht es mit dem Dialog, der Offenheit innerhalb der Gemeinden? Wie und in welchen Formen kommt es zu einem Gespräch zwischen den Generationen? Hemmen Strukturen oder Personen den Zugang Jüngerer zum Gemeindeleben, verbauen sie ihnen ein Verständnis vom Sinn der Kirche?

Hier brachte das Gespräch einen umfangreichen Erfahrungsaustausch der Eltern in der Gruppe. Wie oft sind junge Menschen als Langhaarige abgestempelt! Wie sah es beim Festbankett aus, wo junge Menschen aus finanziellen Gründen nicht teilnehmen konnten? Besteht ihre Ablehnung solcher Bankette zu Recht? Gehören Feste nicht auch zum Lebensbild der Kirche?

Jugend – so fand man – akzeptiert die Kirche, wenn sie funktioniert, wenn ihre Lehre mit dem Leben übereinstimmt. Sie sollte stärker in der Mitverantwortung der Gemeinde einbezogen werden.

Wichtig bleibt der Dialog zwischen den Generationen in der Gemeinde, aber auch innerhalb der einzelnen Generationen selbst.

Aus dem Kreis erwuchsen zwei Anregungen an den Kongress beziehungsweise an die verantwortlichen Gremien der einzelnen Bistümer:

1. Es sei auf einen internationalen Jugendkongress hinzuarbeiten. Als eine Möglichkeit bietet sich eine schon bestehende Jugendzusammenkunft der Schweiz, die in Einladung, Vorbereitung und Durchführung international gestaltet werden könnte.
2. Um mehr Teilnehmer aller Generationen zu den internationalen Altkatholikenkongressen zu erreichen und sie zu einer grösseren Plattform der Informationen und der innerkirchlichen Gespräche zu machen, solle in den Gemeinden auf eine abgewogenere Delegation älterer und jüngerer Kongressteilnehmer gesehen werden.

Wo es möglich ist, sollten in den Haushalten der Gemeinden Gelder für eine solche Teilnahme an Kongressen aufgestellt werden. Dadurch könnte bei einer gerechten Aufteilung dieser Mittel auf Kongressteilnehmer ein Zuschuss geleistet werden, der jungen oder sozial schwachen, aber interessierten Gemeindemitgliedern eine Teilnahme an Kongressen eher möglich macht.

Französischsprachende Gruppe

(Leitung: Curé F. Murbach, Genève. Berichterstattung:
Abbé A. H. Bekkens, Paris)

Das Leben Jesu Christi ist die Veranschaulichung dessen, was sich als in der Taufe empfangenes Sein im Leben des Christen verwirklichen soll – wie dies der Taufritus in seinen Gebeten zum Ausdruck bringt. Darin wird ersichtlich, dass das Christsein zwei deutlich unterscheidbare Aspekte aufweist: einmal ist der Christ «Tempel Gottes» und hat als solcher eine hohe Würde; zum andern ist er zur Zeugenschaft aufgerufen, welche im äussersten Fall ein «Martyrium» im buchstäblichen Sinne sein kann. Als solcher wird der Christ nicht nur mit dem «Fürsten dieser Welt» als dem Urfeind alles Göttlichen konfrontiert, sondern auch mit seinen Mitmenschen, die ihn nicht verstehen und seine Botschaft ablehnen. Er ist sich aber auch bewusst, dass er nicht allein steht, sondern Glied am mystischen Leibe Christi, der Kirche, sein darf. Sein Christsein muss sich unablässig verwirklichen in der Spannung zwischen dem, was von Gott her bereits geschehen ist, und dem, was erst noch werden wird. Der heutige Christ erkennt gleichzeitig seine Verantwortung und seine völlige Unzulänglichkeit. Er wird deshalb um so mehr sich an den Heiligen Geist wenden mit der Bitte, ihn und seine Mitchristen dennoch als authentische Zeugen vor der Welt zu erweisen (dies ist der wesentliche Inhalt des in französischer Sprache vorgetragenen Exposés).

Auch diese zusammenfassenden Berichterstattungen wurden vom Vorsitzenden und den Teilnehmern herzlich verdankt.

Die Bestimmung des nächsten Kongresslandes stellte kein Problem: Im Namen der Holländisch-alkatholischen Kirche lud *Erzbischof Marinus Kok* (Utrecht) den Kongress ein, seine nächste Zusammenkunft im gewohnten Turnus von vier Jahren 1978 in Holland abzuhalten. Diese Einladung wurde mit Beifall entgegengenommen.

Gruppe 5: Geistliches Leben

(Leitung: Pfr. F. Soder, Petit-Lancy. Berichterstattung:
Vikar G. Retzlaff, Konstanz)

Den Ausgangspunkt des Gesprächs bildete ein Zitat Paul Tillichs (S. 3 der Handreichung), wo der Theologe den Zusammenhang von Gotteserfahrung und Innerung betont. Von vielen Teilnehmern wurde hervorgehoben, dass in unserer Kirche ein beträchtlicher Mangel an Stille herrsche. Stille müsse nicht einfach verlangt, sondern eingeübt werden (Mystik, Versenkung, Meditation usw.). Der Aufbruch der Jugend aus der Wohlstandsgesellschaft hin zu Meditationsübungen östlicher wie westlicher (Taizé) Prägung schien ein hoffnungsvolles Zeichen zu sein, das in unseren Gemeinden fruchtbar gemacht werden sollte. Anfänglich kontrovers war die Frage, wie das Verhältnis von freiem Wirken des Heiligen Geistes und persönlicher Arbeit in der Selbstversenkung zu sehen sei. Wenn der Mensch durch Tiefenerfahrung der eigenen Seele Gott begegnet und ihm entgegengehen kann, ist dadurch nicht das Prinzip «Gnade» gefährdet? Diese unzweifelbare Spannung wurde gelöst durch den Hinweis, dass Gott sich dem Menschen einerseits «eingebildet», sich andererseits jedoch als der «ganz andere», von dem wir abhängig sind, manifestiert hat. Dieser psychologisch-theologischen

Seite analog ist das ekklesiologische Begriffspaar «Kontemplation und Fest bzw. Versenkung und Feier», die einander bedingen und aufeinander zurückführen.

Der Gruppe wurde klar, dass der Verlust des ersten Bereichs «Spiritualität» in unserer Kirche zur Isolierung und damit zur Amputierung des gottesdienstlichen sonntäglichen Geschehens führte. Die Wiedergewinnung der spirituellen Dimension sei vor allem in die Hände der Bischöfe und Lehrer der Kirche gelegt, deren Auftrag es ist, die Geistlichen in der Heranbildung geistlichen Lebens zu fördern und sie dadurch instand zu setzen, «das Ergriffensein von der Tiefe Gottes mitzuteilen». In diesen Zusammenhang gehörte auch die dringende Bitte, auf internationaler Ebene geeignete Gebetsliteratur zur Verfügung zu stellen.

Am zweiten Tage des Gespräches stand das Verhältnis von geistlichem Leben der Gemeinde und der Sakramentspendung im Vordergrund. Einhellig war man der Meinung, dass die volkskirchliche Situation der deutschen und schweizerischen Kirchen eher hinderlich sei in bezug auf einen geistlichen Neuansatz. Hierhin gehörte auch eine gewisse Unsicherheit der Teilnehmer, was Gemeinde in volkskirchlicher Situation eigentlich bedeute, wo das Zusammenleben «unkirchlicher» und «kirchlicher» Gemeindemitglieder dem Beschreiten neuer Wege schier unüberwindliche Schwierigkeiten bereite. Die Überwindung des aggressiven Liberalismus zur wirklich offenen brüderlichen Liebe, die die Vielfalt nicht nur duldet, sondern erheischt, erschien als Vorabbedingung einer Neubesinnung.

Thesenartige Zusammenfassung:

1. Geistliche Besinnung tut not.
2. Die Bischöfe sollten ihr Augenmerk verstärkt auf die geistliche Zurüstung der Theologen richten (Retraiten usw.).
3. Ein neues altkatholisches Gebetbuch soll den Neuanfang unterstützen.

Gruppe: 6 Gemeinsames Leben

Gruppe 6a (Leitung und Berichterstattung: Pfr. H. Vogt, Schaffhausen)

Sie begann mit der Frage, wo die Grenze zwischen der Verantwortung für die Gemeinschaft und den eigenen Bedürfnissen gezogen werden soll, wenn zwischen diesen beiden Ausrichtungen unseres Lebens ein Konflikt entsteht. Die Meinung war vorherrschend, dass die Bildung und Förderung von Gemeinschaft im weitesten Sinn einen möglichst ausgeprägten Vorrang haben soll. Warum ist es so schwierig, diesen Vorrang der Gemeinschaft in unseren Kirchgemeinden konkret zur Geltung zu bringen? Die wichtigste Ursache wird in der Tatsache vermutet, dass die Zugehörigkeit zur Gemeinde ohne persönliche Entscheidung zur Gemeinschaft zustandekommt.

In der zweiten Gesprächsrunde befassten wir uns mit dem Verständnis von Ehe im Gegenüber zu eheähnlichen Gemeinschaften, wie sie heute in der jungen Generation gelebt werden. Die Diskussion ergab bald, dass sowohl die Wünsche und Sehnsüchte wie auch die Probleme und Schwierigkeiten in bezug auf das Zusammenleben von Mann und Frau bei Jungen und Alten dieselben sind. Aus den Voten der jüngeren Gruppenmitglieder wurde deutlich, dass sie keineswegs ein ungeregeltes, moralloses Zusammenleben anstreben, sondern sich im Gegenteil mit den Älteren darin einig wissen, dass eine fruchtbare Gemeinschaft von Mann und Frau von gegenseitiger Verantwortung, ja von selbstloser Liebe getragen sein muss. Sie verneinen aber, dass diese Achtung für den Partner am besten oder gar *nur* im Rahmen der traditionellen Geschlechts- und Ehemoral mit ihren Forderungen der Ausschluss-

lichkeit und Lebenslänglichkeit einer geschlechtlichen Bindung erreicht werden kann. Ebenso wurde deutlich, dass die unterschiedlichen Meinungen über die Strukturen der Gesellschaft sich auch auf die Auffassungen über Ehe und Familie auswirken.

Das offene Gespräch, besonders am zweiten Tag, wurde von den Teilnehmern als ein Stück gelebter Gemeinschaft, also ein Stück Leben, erfahren, und es wurde bedauert, dass es nicht weitergehen konnte.

Gruppe 6b

(Leitung und Berichterstattung: Pfr. R. Lauber, Trimbach)

Die Gruppe bestand aus einem Drittel Jugendlicher, doch kam es nicht zur erwarteten – oder befürchteten? – Konfrontation. Im Verlaufe der Gespräche ergab sich zusehends stärker eine gegenseitige Ergänzung der geäußerten Auffassungen.

Wir waren uns sofort darüber einig, dass man zur Gemeinschaft erzogen werden muss, auch zur Gemeinschaft in der Kirche. Und diese Gemeinschaft sollte etwas froher sein. Dieser Forderung wurde an der Vesper vom Vortag nachgelebt: dass man nämlich in der Kirche mehr lächeln sollte.

Es ist klar, dass Gemeinschaft auf ganz verschiedene Arten aktualisiert wird. Wenn man viel voneinander weiss, so kennt man einander deswegen noch lange nicht. Gemeinschaft kann man z.B. mit einem Freund haben, den man jahrelang nicht mehr sieht, über den man also nichts Näheres mehr weiss. Wenn man ihn dann wieder trifft, so ist die Gemeinschaft doch sofort wieder neu realisiert.

Eine Gemeinschaft kann man nicht von oben diktieren, haben wir festgestellt. Eine Gemeinschaft wird aufgebaut, indem man sucht, was für Gemeinsamkeiten vorhanden sind.

Das Zentrum einer Gemeinschaft ist ausserhalb von uns. Dieses Tiefere der Gemeinschaft zu finden, das über die gleiche Sprache, über das Interesse für das gleiche Thema hinausgeht, ist uns nicht leicht gefallen. Wir haben es als «religiöse Gemeinschaft» dann einfach stehengelassen. Bemerkenswert ist, dass gesagt wurde, die Feier des Abendmahls werde oft vielleicht gar nicht als eine Mahlgemeinschaft empfunden. Dabei bedeutet doch das Wort «Kommunion» gerade «Gemeinschaft». Von «Kommunizieren» war nämlich häufig die Rede, und zwar vor allem gerade im Zusammenhang mit dem, was man als Massenmedien bezeichnet, mit den Kommunikationsmitteln. Das Fernsehen, als ein Beispiel, würgt leider sehr häufig eine Gemeinschaft ab. Doch das muss nicht sein. Als Anstoss zu einem gemeinsamen Gespräch kann das Fernsehen *gemeinschaftsbildend* wirken. Das Gespräch ist das Grundlegende für eine Gemeinschaft. Es liegt an uns, an jedem einzelnen. Einer muss in der Regel jeweils die Initiative ergreifen und zur Gemeinschaftsbildung anregen.

Wir haben hier in allen Gruppen Gemeinschaft erleben dürfen, eben in den Gruppengesprächen. Wir hatten offensichtlich Gemeinsamkeiten in unseren Gruppen. Und eine Gemeinschaft kann und darf nicht aufhören, indem nach dem Kongress alle wieder heimgehen. Wir sind alle – und das ist konkrete Schlussforderung unserer Gruppe – aufgerufen, diese kleinen Bausteine gefundener Gemeinsamkeit in unsere Gemeinden hinauszutragen und dort weiterzubauen, indem wir in Gesprächsgruppen wieder Gemeinschaft suchen und so die Gemeinschaft in unserer Kirchgemeinde stärken, helfen.

Nachdem der Vorsitzende *Dr. B. Gilg* nicht nur den Leitern und Berichterstatlern, sondern allen Gesprächsteilnehmern in den einzelnen Gruppen den verdienten Dank ausgesprochen hatte, richtete *Frau Ruth Michelis* als Vizepräsidentin des Kongressbüros folgende Worte an ihn und an die Versammlung:

«Liebe Schwestern und Brüder!

Am Ende der eindrucksvollen Kongresstage möchte ich noch einige Worte an diese Versammlung richten.

Zunächst ist es mir eine Ehre, dem Präsidenten dieses 21. Internationalen Altkatholikenkongresses in Luzern, Herrn Dr. Gilg, im Namen aller Teilnehmer den allerherzlichsten Dank auszusprechen für die ausgezeichnete Leitung der Kongresssitzungen und alle weitere Arbeit, die mit diesem Amt verbunden war. Seine liebenswürdige Art, dieses Präsidentenamt mit Leben zu erfüllen, gab dem Kongress eine besondere Note. Wir dürfen uns also des guten persönlichen und technischen Ablaufs mit grossem Dank an Herrn Dr. Gilg erfreuen.

Nun noch ein Wort zu dem mir überraschenderweise zugefallenen Amt, als Vizepräsidentin den Platz auf diesem Podium einzunehmen. Zwar war meine Funktion bisher nur der Art, in das feierliche Schwarz der Herrenanzüge einen neuen hellen Farbton zu bringen.

Aber dieser äussere neue Blickpunkt spricht von einer Veränderung, die sich seit einiger Zeit mit mehr oder weniger Mühen im Leben unserer Kirche bemerkbar macht, nämlich die Feststellung, dass die Frau gleichwertig neben dem Manne steht und gemäss der ihr verliehenen Gaben am Reiche Gottes, am Leben in der Kirche mitbaut.

Ich habe deshalb dieses mir zugefallene Amt stellvertretend für alle die Frauen angenommen, die seit langem schon mit Leib und Seele, mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Kräften des Geistes und der Liebe sich dieser Aufgabe verschrieben haben in der Nachfolge des Herrn.

Nathan Söderblom, der frühere Erzbischof von Uppsala, hat einmal gesagt: „Die Frauen sind die tragenden Balken der Kirche.“ Ich glaube, es ist auch auf diesem Kongress auf vielerlei Weise in den Gesprächsgruppen, in Berichten und Begegnungen und nicht zuletzt durch die grosse Zahl interessierter Teilnehmerinnen (fast ebenso viele Frauen als Männer sind hier) bewiesen worden, wie sehr uns Frauen daran liegt, das Gebäude der Kirche mit Leben zu erfüllen, neben Gottesdienst und Gebet den Dienst am Mitmenschen und in der Gemeinde zu setzen.

Es wäre deshalb zu begrüßen, wenn in Zukunft in allen Gremien und auf allen Ebenen eine angemessene Vertretung der Frauen stattfinden würde. Das ist auch eine Empfehlung an alle Kirchenleitungen, die von der im Juni dieses Jahres in Berlin vom Weltkirchenrat durchgeführten Konferenz über «Die Diskriminierung der Frau» ausging, an der auch eine altkatholische Vertreterin teilnahm, welche nun sehr aktiv im Bereich der Ökumene des Weltkirchenrates mitarbeitet. Diese weltweite Tagung zeigte die derzeitige Lage der Frau in kirchlicher, sozialer und kultureller Hinsicht, die zu verbessern es noch mancher Erkenntnis und Anstrengung bedarf.

Es sei deshalb der Leitung dieses Luzerner Kongresses im Namen der altkatholischen Frauen gedankt, dass auch auf diesem Kongress – wie vor vier Jahren bereits in Bonn – eine ihrer Vertreterinnen als Vizepräsidentin auf dem Podium sitzen konnte, worin ein offizielles Zeichen der Anerkennung der Mitarbeit der Frauen gesehen wird. Möge dieses zarte Pflänzlein zu einer guten

Zusammenarbeit zwischen Mann und Frau auch in unserer Kirche für die Zukunft wachsen!»

Dr. Gilg dankte für die ihm zugekommene Anerkennung, die er gerne mit seinen Mitarbeitern auf dem Podium, aber auch mit allen für die reibungslose Organisation Verantwortlichen «hinter den Kulissen» teile. – Nachdem *Pfr. Dr. H. Frei* noch wichtige Informationen über die nachmittägliche Schifffahrt, die Veranstaltung am Abend (Jugendgottesdienst, Zusammenkünfte der internationalen altkatholischen Organisationen), zum zeitlichen Programm des Sonntags und schliesslich über den abschliessenden Ausflug vom Montag bekanntgegeben hatte, konnte der Vorsitzende um 11.45 Uhr die letzte Kongress-Sitzung als geschlossen erklären.

Gegen 14.30 Uhr besammelte sich die ganze Kongressgemeinde an der Schiffländte, wo das von der gastgebenden christkatholischen Kirchgemeinde Luzern gecharterte Extraschiff sie zu einer *dreistündigen Fahrt auf dem Vierwaldstättersee* aufnahm. Diese von gutem Wetter begünstigte Rundfahrt bot Gelegenheit zu persönlichen Kontakten und angeregten Gesprächen in zahlreichen kleinen Gruppen. Die Klänge der Ländlermusik trugen zusammen mit der wechselnden landschaftlichen Szenerie wesentlich zur allgemein entspannten Atmosphäre nach anstrengenden Arbeitstagen bei.

Diese willkommene Erholung war wohl schuld daran, dass dann der auf 20 Uhr angesetzte *Jugendgottesdienst* – gestaltet von der Jugendgruppe St. Gallen – ebenfalls sehr gut besucht war. Wer um 21 Uhr nicht zu einer der verschiedenen Zusammenkünfte (Wilibrordvereinigung, altkatholische Presse, Schwestern und Fürsorgerinnen, liturgische Kommissionen, Bruderschaften) ging, blieb zu dem sich an den Gottesdienst anschliessenden Gespräch über das eben Gehörte und Mitvollzogene in der Kirche zurück.

Vierter Kongresstag, Sonntag, 23. September

Aus räumlichen Gründen fand der *Festgottesdienst* in der reformierten Lukaskirche statt, erwartete die Kongressgemeinde doch zahlreichen Zuzug aus den übrigen christkatholischen Gemeinden der Schweiz. Und siehe: man hatte sich in dieser Erwartung nicht getäuscht. Die Zahl der Teilnehmer verdreifachte sich. Durch dichtbesetzte Bankreihen zog *Erzbischof M. Kok* (Utrecht) als Zelebrant mit seinen Assistenten *Bischof J. Pekkala* (Warschau) und

Bischof L. Gauthier (Bern) am Schluss der langen Prozession von geistlichen Würdenträgern aus den übrigen altkatholischen und aus befreundeten Kirchen und vielen altkatholischen Priestern ins Gotteshaus ein. Unter der Leitung von *Frau I. Frei-Moos* (Luzern) sangen die Kirchenchöre Luzern und Olten eine Messe des Luzerner Komponisten *Guido Fässler*. Die Schriftlektionen wurden in drei verschiedenen Sprachen vorgetragen. Seine Predigt fasst *Bischof L. Gauthier* folgendermassen zusammen:

Der dreifache Leib Christi oder Wer lebt wirklich?

«*Seid dankbar*» (Kol. 3, 15)

Der Schlussgottesdienst des Kongresses besteht aus einer Dankmesse. Die damit zusammenhängende Predigt soll auch unser aller Dank aussprechen, wozu der Apostel uns mahnt.

Wofür sollen und wollen wir danken? Dafür, dass wir wiederum einen internationalen Kongress abhalten durften, und für das während dieser Tagung Empfangene.

Wem sollen und wollen wir danken? Allen denen, welche sich um das Gelingen des Kongresses bemüht haben, ob bekannt oder unbekannt; auch eventuellen Kritikern, wenn es um aufbauende Kritik geht, und wenn ihre Kritik sie selber zur Mithilfe und zur besseren Gestaltung kirchlicher Arbeit anspornt; über alles Gott, der uns «jede gute Gabe» schenkt (Jak. 1, 17) und uns das Gute gibt, das wir geben können.

Warum danken? Weil die Dankbarkeit eine christliche Lebenshaltung «par excellence» ist. Sie befreit von der Ichbezogenheit und macht uns für Gott und seinen Dienst beim Nächsten und an der Welt frei. Diese Wahrheit gilt für jeden Christen und für die ganze Kirche. Der Christ und die Kirche, welche dankbar leben, leben wirklich. Sie singen nicht nur mit persönlichen oder liturgischen Worten (Kol. 3, 16), sondern ihr Leben ist ein Gesang, auch dann, wenn dieser Gesang Schmerz ausdrückt.

* * *

Lob und Leid kennzeichneten beispielhaft den ersten internationalen Kongress unserer Kirchen in Luzern vor 82 Jahren. Zwanzig Jahre nach dem Entschluss, altkatholische Kirchgemeinden und Kirchen zu organisieren, drei Jahre nach der Gründung der Utrechter Union, d. h. der altkatholischen Kirchengemeinschaft, empfanden es unsere Vorfahren als eine Notwendigkeit, sich auf ihre kirchliche Berufung zu besinnen. Praktische Ergebnisse dieser Bemühungen wurden die Gründung der «*Revue internationale de théologie*» (heute: «*Internationale kirchliche Zeitschrift*») und die Internationalisierung unserer Theologischen Fakultät in Bern. Aber auch welch eine gehaltvolle, beredsame und zum grossen Teil immer noch aktuelle Fülle in den über dreihundert Seiten umfassenden Akten dieses bedeutsamsten unserer internationalen Kongresse! Eine neue Lektüre dieser Akten hat mich in der Gewissheit bestätigt, dass in ihnen noch viele Schätze vorhanden sind, welche es gälte, neu herauszugeben und für heute zu kommentieren. Denselben Akten kommt auch das Verdienst zu, Quellen altkatholischer Theologie und Geschichte aus erster Hand zu bieten. Hinzu wurde dem Kongress gegeben, damals schon einen ökumenischen Mikrokosmos von nah und fern, von West und Ost darzustellen. Wie es auch aus der Predigt mei-

nes verehrten Vorgängers, Bischof Eduard Herzog, am Schlussgottesdienst des Kongresses wahrzunehmen ist, bestand Dank und Lob für unsere kirchliche Sendung in theologischer, ökumenischer und auch sozialer Hinsicht, Schmerz und Hoffnung wegen der Angst um die eigene existentielle Zukunft. Man litt unter dem Widerspruch zwischen eigenem hohem theologischem Anspruch und Niveau und dem Stagnieren oder gar dem Rückgang der Mitgliederzahl. Am empfindlichsten litt man an der Gleichgültigkeit allzu vieler der minoritär bleibenden Altkatholiken. Damals schon!

Die spezifisch altkatholischen Anliegen des Kongresses von 1892 und das allgemein gültige Thema des heutigen Kongresses überbrückend, fragen wir uns nun: Wie leben wir als Altkatholiken wirklich? Die Antwort will ich zu geben versuchen in geistiger Verbindung mit der übrigen Christenheit und Welt. Ich denke vor allem an die gestern beendete Konferenz Europäischer Kirchen im nahe liegenden Engelberg sowie an das diesen Monat eröffnete «Konzil der Jungen» zu Taizé. Dann lautet die Antwort folgendermassen: In der Teilhabe an Christus, d. h. an seinem dreifachen Leibe.

* * *

Die Teilhabe an der Person Jesu Christi zuerst. Mit der Person Jesu Christi meine ich Jesus von Nazareth und zugleich Christus, den Sohn Gottes und den neuen Adam, den Erstgeborenen der neuen Menschheit. Man kann weder Jesus von Christus noch Christus von Jesus trennen. Verkennt man den historischen Jesus, so macht man aus Christus einen Mythos. Verneint man den auferstandenen und verherrlichten Christus, so macht man aus Jesus einen Menschen wie alle anderen, den besten vielleicht unter uns, aber eben nur ein Menschenkind. Jesus Christus können wir nur erkennen, wenn wir ihn im betenden Lesen und Hören des Evangeliums sehen, wenn er uns dort gegenwärtig wird, uns reinigt, erneuert und innerlich erfüllt. Darum hatten unsere Väter hier vor mehr als achtzig Jahren mit ihrem aufs neue bekundeten Anspruch recht, dem alten katholischen Glauben treu zu bleiben und ihn treu zu vertreten. Darum haben wir zugleich zur Pflicht, denselben Glauben zu vertiefen, zu verinnerlichen und lebendig zu machen, also gläubig und glaubhaft heute und für heute zu bekennen: «Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes» (Matth. 16, 16). Erst dann wird aus dem Buchstaben Geist, aus der Theologie Wahrheit und aus dem Bekenntnis Leben. Auf diesem Weg stehen wir erst noch am Anfang.

* * *

Dann die Teilhabe am kirchlichen Leib Christi. Es stimmt schon, dass wir im gegenwärtigen Christus wachsen und der Fülle seiner Offenbarung entgegenwachsen sollen. Aber streng gesprochen, sollten wir eher sehen und sagen, dass Christus in uns und in der Welt wächst, uns und die Welt der Vollendung entgegenführt. Der Spruch ist wahr, der besagt: «Nicht die Heiligen sind gross, sondern Gott ist in den Heiligen gross.» Dementsprechend dürfen wir behaupten: die Christen – auch die Christ- oder Altkatholiken – sind nicht als Träger des Namens Christi gross, sondern nur insofern als Christus in ihnen sichtbar wird. Dasselbe gilt für die Kirche, auch für unsere Kirchengemeinschaft: sie ist weder als «Gesellschaft» noch als «Gemeinschaft» wirklich gross, sondern nur insofern, als Christus in ihr sichtbar wird. Diese Sichtbarkeit macht aus uns neue Menschen und aus der Kirche die neue Menschheit. Christlich- und Kirchlichsein sind keine Selbstzwecke. Der Zweck besteht darin, neue Menschen und die neue Menschheit zu werden, als solche zu leben und vorzuleben. Was unsere altkatholischen Kirchen

und ihre Gemeinschaft anbetrifft, so bedeutet dies zweierlei. Erstens immer mehr konziliarisch zu werden. Die heutige christliche und katholische Entwicklung bestätigt die Richtigkeit der kirchlichen Entscheidung unserer Väter. Sie verpflichtet uns, in ihr zu wachsen. Zweitens helfen wir damit den Menschen und den Völkern gemeinsam zu leben. Es geht nicht darum, eine politische Kirche zu werden, sondern darum, das politische, soziale und wirtschaftliche Geschehen durch persönlichen und kirchlichen Einsatz in diesem Geiste zu beeinflussen. Im innerkirchlichen Leben wie im katholisch-evangelischen Zeugnis und Dienst in und an der Welt wird diese Aufgabe bis zur vollen Herankunft des Reiches Gottes nie aufhören. Diesbezüglich haben wir offenbar noch einen langen Weg vor uns.

* * *

Die Teilhabe am eucharistischen Leib Christi endlich. Im Abendmahl begegnen sich Jesus Christus und die Kirche am tiefsten und am deutlichsten. Hier erlangen wir wirkliche Teilhabe an Jesus Christus, weil er uns mit sich selber geistig und sogar körperlich vereinigt. Und nirgendwo anders als am Tisch des Herrn tritt uns die Kirche in ihrer vollen Wirklichkeit entgegen, nämlich als die vorgreifende ewige Versammlung der Erlösten. Geheiligten und Erwählten. Der heutige Brauch, den Gläubigen bei jeder Abendmahlsfeier die Kommunion zu spenden, ist berechtigt. Daraus darf aber keine «Gewohnheit» entstehen, er soll vielmehr Anlass und Ansporn sein zur vollen Teilhabe an der Gegenwart des Herrn und zum wahrhaftigen kirchlichen Sein und Wirken. Christus lädt uns an seinen Tisch ein, um uns als seine Zeugen in die Welt zu schicken. Es gibt ein notwendiges sachliches Hin und Her zwischen dem sakramentalen Tisch in der Kirche und dem evangelischen Zeugnis und Dienst in der Welt.

* * *

Solch echtes altkatholisches Erkennen, Bezeugen und Dienen, Leben und Vorleben ist eine Frucht des Heiligen Geistes. Dass wir darum bitten und auch dafür danken dürfen, ist eine Frucht des Heiligen Geistes. Möge der Herr in der Kraft des Heiligen Geistes in uns so bleiben und wirken (Joh. 15,1–8), Gott dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geiste zur Ehre. Amen.

Die öffentliche Schlusskundgebung

nahm um 15 Uhr im grossen, gut besetzten Saal des Kunst- und Kongresshauses einen von allen Teilnehmern als festlich empfundenen Verlauf. Schon der musikalische Auftakt des mitwirkenden *Streichquartetts* setzte den Ton verinnerlichter Freude und aufnahmebereiten Zuhörens. Nach der kurzen Begrüssung durch den Kongresspräsidenten *Dr. B. Gilg* und dem machtvoll gesungenen Choral «Wach auf, du Geist der ersten Zeugen» überbrachte *Landesbischof Dr. Gerhard Heintze* von der evangelischen Kirche in Braunschweig (BRD) die Grüsse der zu gleicher Zeit in Engelberg, also in unmittelbarer Nähe tagenden Konferenz Europäischer Kir-

chen (KEK) und schilderte Entstehung, Struktur, Aufgabenbereich und Probleme dieser regionalen ökumenischen Kirchenkonferenz, die nach ihrem Gründungsort in Dänemark auch «Nyborg-Konferenz» genannt wird und der heute über hundert verschiedene Kirchen aus West- und Osteuropa angehören. Der Redner schloss seine mit grosser Aufmerksamkeit angehörten und mit starkem Applaus verdankten Ausführungen mit der Tageslosung aus Jes. 41,10 als speziellem Gruss an alle hier vertretenen altkatholischen Kirchen: «Fürchte dich nicht, denn Ich bin mit dir! Fürchte dich nicht, denn Ich bin dein Gott.»

Nach einer weiteren Darbietung des *Streichquartetts* orientierte *Bischof G. A. van Kleeff* (Haarlem) über «Die KEK-Tagung 1974 in Engelberg», deren Thema «Seid Täter des Wortes» war. Die mehreren hundert Delegierten aus allen Mitgliedkirchen kamen aus einem Bereich, der – geographisch, geistig, politisch und wirtschaftlich – von Irland bis Moskau, von Finnland bis Zypern reicht. Insbesondere beschäftigte sich der Referent mit dem Verhältnis der altkatholischen Kirchen zur KEK, schilderte die finanziellen Schwierigkeiten dieser Organisation und plädierte schliesslich für eine verstärkte Solidarität der altkatholischen Kirchen im Westen mit ihren Schwesterkirchen im Osten.

Hierauf überbrachte *Prof. Dr. J. Kalogirou* (Thessaloniki) die Grüsse seiner Griechisch-orthodoxen Kirche, ihres Erzbischofs Serafim und des Hl. Synod, dankte für alles, was dieser Kongress auch ihm geboten habe, und gab der Hoffnung Ausdruck, Gottes Segen möge auch über dem fortschreitenden orthodox-altkatholischen Dialog walten.

Mit Beifall hiess die Versammlung den Text eines an den emeritierten Erzbischof *Dr. A. Rinkel* (Utrecht) gerichteten Grusstelegramms gut und nahm vom Eingang eines solchen des anglikanischen Bischofs *Rt. Rev. J. Satterthwaite* (Fulham) Kenntnis.

Innert weniger Minuten lernte die grosse Kongressgemeinde den spontan eingeübten ökumenischen Kanon «Going and coming / ending and origin / are in Your hands, Lord / give us life abundant», worauf *Pfr. Dr. H. A. Frei* als Sekretär des Ständigen Kongressausschusses seinen zusammenfassenden Kurzbericht über die Arbeit dieses zu Ende gehenden Kongresses unter dem Thema «Drei Tage ‚Leben‘ in Luzern» mit einem kleinen meditativen Puls-Experiment einleitete, um dann anhand kurzer Zitate aus den verschiedenen Gruppenberichten das weite Spektrum der geistigen

Reaktionen zum Kongressthema «Leben» bewusst zu machen. Er schloss mit den Worten: «Der Kongress geht zu Ende. Die Fragen und Probleme gehen mit uns, aber auch die hier gewonnenen Einsichten. Wir kehren heim als Christen, die unterwegs sind, einzeln und miteinander. Aber auch als solche, die wissen dürfen: mit uns geht bei diesem Unterwegssein derjenige, der als unser Herr Jesus Christus uns die feste Zusage gibt: ‚ICH BIN DER WEG, DIE WAHRHEIT UND DAS LEBEN‘.»

Unter dem Applaus der Anwesenden konnte hierauf *Beatrice Kolarik* im Auftrag der Christkatholischen Jugend der Schweiz die Ergebnisse des durchgeführten *Zeichnungs- und Collage-Wettbewerbs* und die ermittelten Gewinner bekanntgeben.

Nach dem *gemeinsamen Gesang* «Nun danket alle Gott» rundete der Vorsitzende *Dr. B. Gilg* sein ausgezeichnetes präsidiales Wirken ab mit grundlegenden Gedanken, anknüpfend an die philologische Hypothese, im englischen Wort «think» (= denk, dank, dünk) sei noch die Wurzel jenes verlorengegangenen Ausdrucks für das enthalten, was Adam tat, als er das Leben empfing. So gelte es das in diesen Tagen Gehörte und Erfahrene zu bedenken, aber auch – ohne einzelne Namen zu nennen – all denen zu danken, die durch ihren Einsatz in verschiedenartigster Form das Zustandekommen und Gelingen dieses Kongresses ermöglichten.

Der XXI. Internationale Altkatholikenkongress schloss mit folgendem Gebet und anschliessendem Segen von *Erzbischof M. Kok* (Utrecht):

«Allmächtiger, ewiger Gott, wir danken Dir für alle Gnade und allen Segen, die wir in diesen Tagen von Dir empfangen haben.

Wir haben geredet vom Leben, wie wir es erfahren in all seinen Höhen und Tiefen, seinem Glück und Unglück.

Wir wissen, dass Du der Spender alles Lebens bist und dass Du uns in Jesus Christus, Deinem Sohne, gezeigt hast, was leben als Mensch bedeutet.

Er hat uns gesagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Gib uns aufs neue die Einsicht, was Leben durch Ihn und mit Ihm und in Ihm, als Quelle des Lebens, bedeutet.

Stärke uns überall dort, wo Du uns in der menschlichen Gemeinschaft hingestellt hast.

Lass uns verantwortlich leben, erfüllt vom Feuer des Heiligen Geistes, und gib uns dereinst Anteil an dem ewigen Leben, das Du Deinen Kindern verheissen hast durch Jesus Christus, unsern Herrn!

Der Name des Herrn sei gepriesen.

Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn.

So gehet denn hin in Frieden, in der Erwartung unseres Herrn Jesus Christus, zurück in Eure eigenen Länder, Kirchen und Häuser! Es segne Euch der allmächtige Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist. Amen.»

Montag, 24. September

Über 70 Kongressteilnehmer beteiligten sich am fakultativen ganztägigen Ausflug, der mit zwei Autocars zuerst nach Engelberg (Besichtigung der Klosterkirche), dann über Sarnen (moderne Rundbau-Kirche) und Giswil (Mittagessen) auf die Mörlialp (Christkatholisches Jugendhaus) führte und von gutem Wetter begünstigt war.

Grussbotschaften

Anglikanische Kirche

Lordbischof John Trillo von Chelmsford,
Vertreter des Erzbischofs von Canterbury, Primas von ganz England
und Ehrenprimas der Anglikanischen Kirchengemeinschaft,
verlas nach einleitenden persönlichen Grussworten folgende Botschaft:

“To the Archbishop of Utrecht, and Members of the Twenty-first International Old Catholic Congress.

It is with great joy that I send you this message of greeting on the occasion of the Twenty-first International Old Catholic Congress. I am very happy that the Right Reverend John Trillo, Bishop of Chelmsford, is able to represent me on this occasion and to greet you in my name. I note with interest that the subject of the Conference is ‘Life’ and I pray that God the Holy Spirit will be with you and guide your deliberations on this theme, so deeply important for the thought of man at this present time.

With my prayers and blessing.

† Michael,
Archbishop of Canterbury,
Primate of All England and Metropolitan.”

Rev. E. David Murfet, Rom, Vertreter von Rt. Rev. J. Satterthwaite,
Bischof von Fulham,
unter dessen Jurisdiktion die anglikanischen Gemeinden in Europa stehen,
richtete folgende Worte an den Kongress:

“Your Grace, your Excellencies, Reverend Fathers, Brothers and Sisters in Christ!

It is not only an Honour, but also a great pleasure for me, to return to Switzerland to represent the Bishop of Fulham and Gibraltar at this Congress.

The Bishop has asked me to convey his warmest greetings to the Archbishop, the Bishops, clergy and people of the Old Catholic Church, especially those who are taking part in this Congress. He very much regrets he is unable to be here in person, but he is taking an active interest in its work.

The theme of this Congress 'Life', the profound reexamination of the quality of life, is of vital importance not only to those of us who are here, but to all Christians throughout Europe. It is the prayer of our Bishop and of all our Anglican communities in Europe that God will bless the work of this Congress and that its results may bear fruit not only in our own lives or in the life of our individual churches, but in our common life as Christians in our European community."

Ökumenisches Patriarchat von Konstantinopel

Metropolit Emilianos, Genf, Vertreter des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel und Ehrenprimas der Orthodoxen Kirchengemeinschaft:

«Nous partageons de tout notre cœur la fraternité de votre Congrès si important pour un renouvellement spirituel. Le thème choisi «vivre» ajoute une ampleur significative sur le cheminement de l'homme. Face aux vues confuses, plongées dans le pessimisme, angoisse et nihilisme, tentant de dénaturer le sens de la vie en une simple existence biologique, sans aucune référence au sacré, l'Eglise doit rappeler à l'homme le but ultime de la vie aux dimensions éschatologiques.

Nous adressons aux Rmes évêques, le clergé et le peuple de l'Eglise chère Catholique-Chrétienne nos vœux fraternelles à cette occasion pour des travaux fertiles et constructives dans le Christ.

Dimitrios,
Patriarche œcuménique,
Archevêque de Constantinople.»

Moskauer Patriarchat

Erzbischof und Metropolit Philaret, Berlin, Moskauer Patriarchatsexarch für Mitteleuropa, Vertreter des Heiligen Synods der Russisch-Orthodoxen Kirche des Moskauer Patriarchats, verlas die folgende Grussbotschaft:

«Hochwürdiger Herr Erzbischof,
Hochgeehrte Versammlung!

Es ist für uns heute eine angenehme Gelegenheit, die Teilnehmer am Internationalen Altkatholiken-Kongress grüssen zu dürfen und Ihnen allen fruchtbaren Erfolg, Gnade und Friede in Fülle in Er-

kenntnis Gottes und unseres Herrn Jesus (2. Petr. 1, 2) zu wünschen. Seinen Nachfolgern, die aus unzähligen Scharen stammen, ‚aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen‘ (Offb. 7, 9), hat unser Heiland das grosse Gebot gegeben: ‚dass alle eins seien‘ (Joh. 17, 21). Die Christen der Apostelzeit waren ‚ein Herz und eine Seele‘ (Apg. 4, 32); Liebe, Gerechtigkeit und Friede und Freude im Heiligen Geist (Röm. 14, 17) herrschten unter ihnen. Wir glauben fest daran, dass unser gemeinsames Gebet um Einheit im Glauben und Leben nicht unerhört bleiben wird. Es ist kein Zufall, dass in unseren orthodoxen Gotteshäusern der Gebetsaufruf stetig erschallt: ‚Lassen wir uns einander lieben, damit wir in einer Gesinnung den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist, die wesensgleiche und unteilbare Dreifaltigkeit bekennen‘. Das gesamtkirchliche Gebet widerspiegelt das tiefste Gewissen der christlichen Einheit und der untrennbaren Verbundenheit des geistlichen Lebens in der ganzen christlichen Bruderschaft.

Es ist für uns eine grosse Freude festzustellen, dass gute Beziehungen im Geiste der Liebe und des gegenseitigen Wohlwollens zwischen der Altkatholischen und der Russisch-Orthodoxen Kirche seit langem bestehen und dass wir gemeinsam nach gegenseitiger Bereicherung durch unsere geistigen und innerlichen Erfahrungen streben.

Und heute, da die Vorarbeit zu unserem bevorstehenden Dialog zum Abschluss gebracht ist, dessen erste Sitzung im nächsten Jahr abgehalten werden soll, möchte ich gern betonen, dass feste Grundlagen der Entwicklung, des wachsenden gegenseitigen Verständnisses und der Festigung gemeinsamen Strebens unserer Kirchen zur Einheit in Christo bereits gelegt sind.

Unsere brüderliche Gemeinschaft ist auch um der Erhöhung des ethischen Ansehens unseres christlichen Glaubens willen nötig. Wir sind uns bewusst unserer Verantwortung gegen Gott, gegen unsere Mitmenschen und gegen unser Gewissen für die Festigung der Brüderlichkeit und des Friedens auf Erden. Als Gottes Volk, das dem Ruf seines Herrn folgt, sind wir auch für Probleme der Errichtung des menschlichen Lebens in der gegenwärtigen Welt besorgt. Eben darum sollen Christen aller Konfessionen inbrünstig den Fürsten des Friedens flehen, dass Er die Bemühungen aller Menschen guten Willens in ihrem heiligen Dienst segne (2. Kor. 5, 18).

Allmächtiger Gott, segne die Arbeit des beginnenden Kongresses! Wir wünschen allen Teilnehmern vollen Erfolg in ihrer Arbeit.

Gott, der reich ist an Barmherzigkeit (Eph. 2, 4), helfe uns, zusammengehalten in Liebe (Kol. 2, 2) zu bleiben!

Und der Friede Gottes, der allen Verstand überragt, wird eure Herzen und eure Gedanken bewahren in Christus Jesus (Phil. 4, 7), unserem Herrn!

Pimen,

Patriarch von Moskau und von ganz Russland.»

Päpstliches Sekretariat für die Einheit der Christen, Rom

Mgr. Erich Salzmann, Vertreter von Jan Kardinal Willebrands,
Präsident des Vatikanischen Sekretariates für die Einheit der Christen
in Rom:

«Es ist mir eine besondere Ehre und Freude, als Vertreter des Sekretariates für die Einheit der Christen, dem XXI. Internationalen Altkatholikenkongress in Luzern die Glück- und Segenswünsche unseres Präsidenten, des Herrn Kardinals Johannes Willebrands, überbringen zu dürfen.

Dieser Kongress steht unter dem Thema ‚Leben‘. Wenn ich dieses Wort in Ihrem Programm lese, dann kommt mir sogleich das Wort des Prologs zum Johannes-Evangelium in den Sinn, wo es vom Wort Gottes heisst: ‚In Ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen‘ (Joh. 1, 4). Diese Worte drücken sofort aus, was das Leben für uns Christen bedeutet, und auch unsere Verantwortung, dieses Leben der Welt zu vermitteln. Von da her fällt auch Licht auf unsere Aufgabe: in Gemeinschaft, in Einheit zu leben.

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil haben wir, Römisch-Katholiken und Altkatholiken, manche Schritte aufeinander zu getan, wir sind uns nähergekommen: Auf allen Ebenen mehrten sich gegenseitige Kontaktnahmen, ein neues Verstehen hat sich angebahnt, und der Wille zur Zusammenarbeit ist erstarkt. Nach einer langen Periode des Schweigens hat so zwischen unseren beiden Kirchen ein hoffnungsvolles Gespräch begonnen:

In verschiedenen Ländern, insbesondere in den Niederlanden, der Schweiz und Deutschland, sind offizielle Gesprächskommissionen der altkatholischen und römisch-katholischen Kirche gebildet worden. Ihre Aufgabe ist es, Wege zur gegenseitigen Hilfe, Zusammenarbeit und einem gemeinsamen Zeugnis für den einen Herrn zu finden und so zur Wiederherstellung der sichtbaren Einheit beizutragen.

Nach dem bisherigen Ergebnis der Gesprächsführung erkennen unsere beiden Kirchen in Dankbarkeit ihre weitgehende Gemeinschaft im Bekenntnis und im Verständnis des überlieferten katholischen Glaubens.

Wenn Kirchen, eingedenk des Gebetes Christi für die Einheit und im Gehorsam gegen sein Gebot, miteinander ins Gespräch kommen, so ist das Zeichen und Ausdruck eines neuen Wehens des Geistes Christi in ihnen und so des neuen Lebens. Denn trotz der grossen Schwierigkeiten, die noch bestehen, wird das echte Gespräch die Kirchen, über alle ängstlichen Vorbehalte und Absicherungen hinweg, durch die Gnade Gottes zu einem tieferen Verständnis füreinander und einem neuen Leben miteinander führen. Es wird sie letztlich dazuführen, ihr gemeinsames Ziel, das Leben in der wahren Einheit, in der Einheit Christi und seiner Kirche, wiederzufinden.

Gebe Gott, dass das einmal auch von dem Gespräch zwischen unseren beiden Kirchen gesagt werden kann!

In diesem Sinn wünsche ich dem XXI. Internationalen Altkatholikenkongress gutes Gelingen und allen Teilnehmern brüderliche Stärkung und den Segen Gottes.»

Ökumenischer Rat der Kirchen in Genf

Dr. Konstantinos G. Patelos, Sekretär der Kommission für Glaube und
Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen,
Vertreter des Generalsekretärs Dr. Philip Potter:

«Avant de donner lecture à mon allocution, permettez-moi de commencer avec une citation. L'archevêque de Chypre et président de la République chypriote parlant du coup d'Etat perpétré contre lui déclara: «... Je n'ai pas assisté à mes funérailles», ajouta-t-il en riant, «mais j'ai eu le rare privilège de lire les nombreux articles nécrologiques qui m'ont été consacrés dans la presse internationale. Pour la première fois j'ai ressenti l'extrême bonheur d'être bien vivant...» (Le Monde, 18.9.1974).

Etre bien vivant. Ce n'est pas un fait du hasard que la XXI^e session du Congrès international des Vieux-Catholiques s'occupe d'un sujet si brûlant comme celui de *vivre*. Vivre spécialement dans une époque où apparaissent dans le monde occidental les premières impasses d'un long chemin qui commença avec la Renaissance et l'époque d'Illumination. Vivre dans une période où le rythme du

cycle de la croissance économique commence à osciller, avec toutes les conséquences que nous présentons et pour lesquelles nous avons peur...

Vivre dans une période où il faut se mettre avec tout l'effort humain pour créer les conditions indispensables du « temps vécu » si nécessaire pour l'homme d'aujourd'hui... En quelques mots il va falloir réapprendre, lentement, les difficultés et les dangers de l'existence pour y pouvoir faire face.

Ce sont ces difficultés de l'existence qu'on découvre aujourd'hui, après une longue période de la confiance illimitée à la croissance économique. Nous avons cru que c'est elle qui est la solution complète à tous les problèmes humains. Ces difficultés et ces dangers ont amené les scientifiques et les théologiens qui se sont rencontrés récemment à Bucarest sous les auspices d'« *Eglise et Société* » du Conseil Œcuménique des Eglises d'insister sur le besoin de commencer à préparer lentement une *éthique d'austérité*. En d'autres termes interpréter la vieille notion chrétienne d'ascétisme. Mettre l'accent sur *l'être* et pas sur *l'avoir*, car le but ce n'est plus accumulation des biens mais la vie personnelle, la joie de vivre. Cet effort personnel pour se libérer de tous ces idoles modernes — qui sont l'œuvre de nos mains — doit aller de pair avec le combat pour la justice, la sollicitude pour le frère demuni de tous... Et quand je dis « frère », je pense à tous les pays du Tiers monde.

Les mêmes difficultés, les mêmes dangers sont à l'origine d'un colloque international qui se réunit maintenant à Paris sous le titre *Biologie et devenir de l'homme*. Il vise de jeter les bases d'un mouvement universel de la responsabilité scientifique qui en permanence enregistrerait en toute objectivité les progrès de la connaissance dans ses nécessaires relations avec les pouvoirs, l'éthique et *la conscience d'une morale de la planète*.

On comprend aisément que devant l'Eglise du Christ, devant nous s'ouvre un champ immense d'action. L'Esprit du Seigneur nous demande plus que jamais d'aider la personne humaine, l'image de Dieu sur terre à se libérer avec son aide de tous ces idoles qui risquent de tuer la vie, de retrouver la joie d'être bien vivant... comment ?, c'est là qui se porte votre réflexion durant le congrès.

Pour cette raison c'est un honneur particulier et une joie spéciale pour moi d'être présent parmi vous comme délégué personnel du Rév. Dr Ph. Potter, secrétaire général du Conseil Œcuménique des

Eglises. Le D^r Potter m'a chargé de vous transmettre ses vœux fraternelles pour la réussite de vos travaux et il vous assure de ses prières pour que l'Esprit-Saint qui parachève la Révélation et renouvelle l'Eglise nous conduit là où Lui veut.»

Glückwunsch- und Entschuldigungsschreiben und Telegramme

a) Aus altkatholischen Kirchen:

em. Erzbischof Dr. A. Rinkel, Utrecht
Bischof Dr. A. Podolak, Altkatholische Kirche in der CSSR, Prag
Synodalrat der Altkatholischen Kirche in Kroatien (Jugoslawien)
Gemeindeverband der Altkatholischen Kirche in der DDR
Bischöfe der Altkatholischen Kirche der Mariawiten in Polen

b) Aus anglikanischen Kirchen:

Most Rev. Frank Woods, Erzbischof von Melbourne und Primas der Kirche von England in Australien
Rt. Rev. John Satterthwaite, Bischof von Fulham und Gibraltar
Rev. Dr. Karl H. Lutge, New York, USA
Rev. Athol J. Broadfield, Ulverstone (Tasmania), Australien

c) Aus orthodoxen Kirchen:

Metropolit Irenäus, Kopräsident der Orthodox-altkatholischen Dialogkommission, Bonn (BRD)
Orthodoxe Kirche in Bulgarien
Orthodoxe Kirche in der Tschechoslowakei

Teilnehmer-Verzeichnis

Schweiz

- Abry Pierre, Luzern
Ackermann Philipp, Riehen
Prof. Dr. Aldenhoven Herwig, Gümli-
gen
Aldenhoven-Gauthier Claire, Gümli-
gen
Allemann Frieda, Zürich
Allemann-Marti Heidi, Olten
Dr. Allemann Werner, Luzern
Prof. Dr. Amiet Peter, Magden
Pfr. Bauer Charles, Le Locle
Bertrand Marcelle, Petit-Lancy
Prof. Dr. Bindschedler-Robert Deni-
se, Bern
Böhm-Vogt Käthi, Liestal
Prof. Dr. Conzemius Victor, Luzern
Cuoni E., Luzern
Danielsen Mina, Basel
Ducrey Yvonne, Schönenwerd
Emilianos, Metropolit, Genf
Federer Peter, Luzern
Prof. Dr. Frei Walter, Basel
Frei-Cantieni Silvia, Basel
Frei-Moos Hans, Luzern
Frei-Stadelmann Hans, Luzern
Pfr. Dr. Frei-Heinz Hans, Bern
Frei-Heinz Ursula, Bern
Frey Leonie, Schönenwerd
Bischof lic. theol. Gauthier Léon,
Bern
Gauthier-Herzog Erna, Bern
Gerny-Küry Josef, Olten
Gerny-Küry Frau, Olten
Dr. Gilg-Ludwig Bernhard, Rifferswil
Dr. Gilg-Ludwig Frau, Rifferswil
a. Pfr. Dr. Gilg-Schenker Otto, Meg-
gen
Gilg-Schenker Maria, Meggen
Pfr. Dr. Gloor Fritz, Luzern
Gschwind-Kolarik Evelyne, Reinach
Gschwind-Kundert Margrit, Reinach
Haas Martha, Schönenwerd
Pfr. Hagmann Peter, Allschwil
Hagmann-Halbeisen Annegret, All-
schwil
Halbeisen Elli, Laufen
Herzog Eugen, Bern
Pfr. Hohler Peter, St. Gallen
Huber Max, Liestal
Hübscher-Herzog Norina, Luzern
Hügin Ruth, Basel
Imhof Clara, Dornach
Jeker Erika, Grenchen
Jungo Viktor E., Bern
Kamber-Gehrig Oskar, Hünibach
Kaufmann-Herzog Anna, Bern
Kaufmann Lina, Cham
Kistenfeger Karl, Zürich
Kolarik Beatrice, Muttentz
Konrad Armin O., Hausen a. A.
Konrad-Wollmann Frieda, Hausen
a. A.
Pfr. Konrad-Riette Gottfried, Lu-
zern
Konrad-Riette Margrit, Luzern
Kull-Schlappner Rosmarie, Deren-
dingen
Bischof em. Dr. Küry Urs, Basel
Küry-Vogt Emmy, Basel
Küry Trudy, Bern
Kurzmeier Werner, Luzern
Lauber Gisela, Luzern
Lauber-Sautter Heinrich, Luzern
Lauber-Sautter Else, Luzern
Pfr. Lauber Roland, Trimbach
Lauber-Kämpf Katharina, Trimbach
Leemann Emmy, Solothurn
Leuppi Joseph, Meyrin
Leuppi Mme, Meyrin
Lott-Weber Sophie, Seuzach
Luchsinger Mathias, Luzern
Lüönd L. Frau, Luzern
Matter-Herzog Ruth, Grenchen
Moll-Gerny Werner, Luzern
Moll-Gerny Irma, Luzern
Merz-Speck Luise, Luzern
Moll-Frey Rudolf, Dulliken
Moll-Frey Rosmarie, Dulliken
Pfr. Moll Arnold, Zürich
Moll-Kappeler Anna, Zürich
Dr. Mugglin Carl, Luzern
Müller-Kist Gustav A., Rheinfelden
Dr. med. Munzinger Werner, Emmen-
brücke
Munzinger Alice, Emmenbrücke
Pfr. Murbach Franz, Grand-Lancy
Vikar Nakoi Alexander, Bern
Obrist Oskar, Magden
Okopnik-Fleury Marie, Grenchen
Oswald Beatrice, Luzern
Oswald Elsi, Luzern
Dr. Patelos K., Genf
Peter Anna, Luzern
Pfr. Reinhart Klaus, Laufen
Reinhart Ruth, Laufen
a. Pfr. Richterich Paul, Biel
Riette Alice, Zürich
Riette-Sutter Franz, Bern
Riette-Sutter Elise, Bern
Rölly-Leuppi Helene, Luzern

Prof. em. Dr. Rüthy Albert E., Bern
Rüthy-Vogt Edith, Bern
Sacher Heidi, Rheinfelden
Schäfer Greta, Luzern
Schnyder-Möckli Margrit, Luzern
Schuler Emmi, Zürich
Dr. Sibold Arnold, Luzern
Sibold F. Frau, Luzern
Pfr. Soder Fredy, Petit-Lancy
Prof. Dr. Stalder Kurt, Bern
Thomet René, Zürich
Thomet Martha, Zürich
Pfr. Todorovic Drasko, Zürich
Prof. Dr. Tschudi H. P., Basel

Pfr. Vogt Hansjörg, Schaffhausen
Vogt-Studer, Heidi, Schaffhausen
Pfr. Vogt Peter, Grenchen
Pfr. von Arx Urs, Hellikon
Bischof Dr. Vonderach Johannes,
Chur
Weyermann-Schuch Heidi, Trimbach
Wielachowski Eugenius, Zürich
Wijker Teunis, Bern
a. Pfr. Willimann Max, Feldmeilen
Willimann Elsi, Feldmeilen
Wirz-Weiss Robert, Luzern
Pfr. Zürcher Burkart, Luzern

Holland

Bachmann Regula, Utrecht
Blom-Boyen Simone, Amersfoort
Boyen Huberte, Voorburg
De Graaf Hubertus W., Rotterdam
De Jonge J. A. C., 's-Gravenhage
De Jonge M. C., Hilversum
Pfr. van Ditmarsch J. N., Hilversum
van Ditmarsch H. J. W., Hilversum
Pfr. Horstman Teunis, Egmond aan
Zee
Jansen Eveline, Utrecht
Dr. Kok-Govaert Herr, Rotterdam
Kok-Govaert Grete, Rotterdam
Erzbischof Kok Marinus, Utrecht
Kok-Smits C. M. W., Utrecht
Korff Tijpke, Arnhem
Korff-Schouten Anna, Arnhem
Prof. Dr. Maan J. P., Arnhem
Maan-Federer Frieda, Arnhem
Mulder-Vis Maartje, Vleuten
Mulder Martine, Vleuten
Dr. Mulder R., Vleuten

Mulder Robert, Vleuten
Ouwens Koenraad, De Bilt
Pfr. Smit Frederik, Rotterdam
Smit-Maan S. C., Rotterdam
Theune Sophia F. A., 's-Gravenhage
Prof. Staples Peter, Holland
Pfr. Tol Cornelis, Haarlem
Tol-Nijenhuis C. E., Haarlem
Prof. Dr. van den Berg J. H., Utrecht
van der Steen Jan, Utrecht
Bischof van Kleef Gerhardus, Zaan-
dam
van Vliet-Helfert Marguerite, Hilver-
sum
Verhey Berend Willem, Nieuw
Loosdrecht
Verhey-Cooper Helena M. E., Nieuw
Loosdrecht
Visser Henriette, Arnhem
Wammes Gerrit Johannes, Utrecht
v. d. Westen-Nicolaij Maria M.,
's-Gravenhage

Deutschland/BRD

Baumgartner Erika, Freiburg
Bodenstein Alice, Karlsruhe
Bischof Brinkhues Josef, Bonn
Dr. Brinkhues Ilse, Bonn
Dener Werner, Eschborn/Taunus
Pfr. Elbert Philipp, Heidelberg
Elbert Frau, Heidelberg
Erb Anna, Karlsruhe
Erb Frau, Reichenbach
Fekeler Käthe, Köln
Fischer Volker, Frankfurt
Flügel Siegfried, Essen
Franzel Elisabeth, Karlsruhe
Geisel Eckhard, Leuheim
Pfr. Girke Josef, Offenbach
Girke Frau, Offenbach
Hehn Lothar, Hilstrup

Hehn Eva, Hilstrup
Herdt Ottilie, Heidelberg
Dr. Jakupcic Franjo, Dortmund/
Zagreb
Klein Viktor, Murnau
Klein Hildegard, Murnau
Vikar Kniese Dieter, Frankfurt
Koschyk Alex, Eschbach
Koschyk Helene, Eschbach
Pfr. Kraft Sigisbert, Karlsruhe
Pfr. Kranz Bernhard, Niederhausen
Kranz Frau, Niederhausen
Mazchrzak Katharina, Bottrop
Michelis Ruth, Freiburg
Buchwald Frau, Freiburg
Dr. Müller Willibert, Freiburg
Pfr. Nickel Edgar, Freiburg

Nickel Katharina, Freiburg	Richartz Käthe, Köln-Nippes
Nickel Rainer, Freiburg	Ronecker Berta, Reichenbach
Nickel Thomas Michael, Freiburg	Rosch Auguste, Freiburg
Pfr. Dr. Olejko Niklaus, Landau	Rosch Hans J., Freiburg
Olejko Barbara, Landau	Schwester Ruth, Mannheim
Otterbein Mally, Frankfurt	Pfr. Schmid Bernhard, Säckingen
Otterbein Anny, Sprendlingen	Schöffel Heinz, Essen
Prof. Dr. Oeyen Christian, Siegburg	Schöffel Erika, Essen
Paschke Maria, Bottrop	Pfr. Schöke Benno, Aachen
Pfr. Perquy Willi, Saarbrücken	Sr. Schön Meta, Dettighofen
Pettengill Peter L., Frankfurt	Spieler-Winter Judith, Passau
Pettengill Frau, Frankfurt	Ullmann Frau, Freiburg
Pollak Franziska, Bottrop	Voegele Antonie, Nordhofen
Vikar Retzlaff Georg R., Konstanz	Weiss Ida, Karlsruhe
Retzlaff Ute, Konstanz	

Deutschland/DDR

Erzbischof Metropolit Philaret, Berlin	Anschpugow Wjatscheslaw, Dolmet- scher, Berlin
---	---

Österreich

Augustin Frau, Klagenfurt	Hofmann Emma, Salzburg
Brenner Ludmilla, Wien	Pfr. Dr. Kreuzeder, Wien
Brenner Leopold, Wien	Dr. Kreuzeder Elfriede, Wien
Brodnig Anna, Klagenfurt	Bischof Paulitschke Ludwig, Linz
Buchner Irma, Salzburg	Paulitschke Frau, Linz
Pfr. Dr. Dolezal Günther, Klagen- furt	Püschel Franz, Graz
Dolezal Marie, Klagenfurt	Pfr. Spuller Kurt, Graz
Sr. Fiedler Cogard, Wien	Weingraber Luise, Graz
Hofbauer Karin, Wien	Dr. Zankl Wilhelmine, Wien

Polen

Bischof Majewski Tadeusz R., Warszawa	Dekan Szotmiller Jerzy, Katowice
Primas-Bischof Pekkala Julian, Warszawa	Pfr. Wysoczanski Wiktor, Warszawa

Frankreich

Barillot Marguerite, Paris	Matthieu Germaine, Paris
Abbé Bekkens André Henri, Paris	Matthieu Therese, Paris
Bekkens Mme, Paris	

Italien

Padre Caroppo Luigi, Scandiano	Perelli Anna, Milano
Caroppo Olimpia, Scandiano	Perelli Patrizia, Milano
Caroppo Marie-Antonietta, Minervino	Perelli Ricardo, Milano
Caroppo Rita, Minervino	Mgr. Salzmann Erich, Roma
Rev. Murfet Edward D., Roma	Spallanzani Ivana, Arceto/ Scandiano

England

Rev. Beckwith Roger T., Oxford	Prof. Dr. Haliburten J., Oxford
Rev. Brandreth H. R. T., London	Bishop designate Kemp Eric, Chichester
Rev. Burley John A., Little Braxted/Essex	Rev. Mountney Hugh F., Hereford
Cross Marie, Elveden/Hampshire	Rt. Rev. Trillo J., Chelmsford
Rev. Greenacre G., Paris	Wicks Eileen, Elveden/Hampshire

Vereinigte Staaten

Rev. Gasquoin Earl P., Chicago	Rt. Rev. Rysz A. M., Scranton
Rt. Rev. Reed David B., Louis- ville/Kentucky	Rev. Vicchio Alfred, Chicago

Griechenland

Prof. Dr. Kalogirou Johannes, Thessa- loniki	Kalogirou Frau, Thessaloniki
---	------------------------------

Rumänien

Metropolit Justin Moisescu, Jassy	Prof. Dr. Todoran Isidor, Sibiu
-----------------------------------	---------------------------------

Tansania/Afrika

Bruder Barnabas, Dar-es-Salam